

2007

Rundbrief 2



- Nachbarschaftsheimе • Bürgerzentren • Soziale Arbeit
- Erfahrungen • Berichte • Stellungnahmen

In dieser Ausgabe:

- 60 Jahre Nachbarschaftsheim Mittelhof
- Offene Jugendarbeit des NBH Mittelhof
- Werken in der Kindertagesstätte
- 10 Jahre Quäker-Hilfe Stiftung
- Zum Stand des Projektes „Community Care“
- Zur Kampagne „Die Würde des Menschen ist unantastbar“
- Selbsthilfemarkt
- Nachbarschaft, Stadtteilzentren, Schulen – von der Kooperation zur Integration

**Verband für
sozial-kulturelle Arbeit e.V.**



Der Rundbrief wird herausgegeben vom
Verband für sozial-kulturelle Arbeit e.V.
Tucholskystr. 11, 10117 Berlin

Telefon: 030 280 961 03
Fax: 030 862 11 55
email: bund@sozkult.de
internet: www.vska.de

Redaktion: Herbert Scherer
Gestaltung: Direct Smile GmbH
Druck: Druckerei Alte Feuerwache GbR, Berlin

Der Rundbrief erscheint halbjährlich
Einzelheft: 5 Euro inkl. Versand

Titelbild: Gruppenfoto anlässlich des 60. jährigen
Bestehens des Nachbarschaftsheimdes Mittelhof

Inhalt

<i>Georg Zinner</i> Das Nachbarschaftsheim Mittelhof. Seit 60 Jahren erfolgreich Stadtteilzentrum und Mehrgenerationenhaus	4 - 6
<i>Gerd Schmitt</i> Holzhaus, Gemeindекeller und zurück. Der Mittelhof als Kooperationspartner der Offenen Jugendarbeit in Zehlendorf-Süd	6 - 11
<i>Petra Kiefer</i> Mit dem Gesellenstück zum Werkausweis Kita Drei-Käse-Hoch (NBH Mittelhof)	11 - 12
<i>Lutz Caspers</i> 10 Jahre Quäker-Hilfe Stiftung	13 - 15
Klaus Pawletko Zwischenbericht zum Stand des Projektes „Community Care“ Alt werden in Nachbarschaft	16 - 21
<i>Eberhard Löhnert</i> Sekis Selbsthilfemarkt	22 - 23
<i>Barbara John</i> Zur Kampagne „Die Würde des Menschen ist unantastbar“	23 - 24
<i>Warnfried Dettling</i> Nachbarschaft, Stadtteilzentren, Schulen – von der Kooperation zur Integration	25 - 30

Vorwort

Das Quäker-Nachbarschaftsheim in Köln, das Nachbarschaftsheim Darmstadt, das Nachbarschaftsheim Frankfurt-Bockenheim, die Nachbarschaftsheime Mittelhof und Neukölln in Berlin, all diese Häuser haben in diesem Jahr ihr 60jähriges Bestehen feiern können: ein guter Anlass, zurückzublicken, aber auch Kursbestimmungen für die nächste Zukunft vorzunehmen.

Dieser Rundbrief spiegelt das wider. Wir bedanken uns beim Mittelhof, dass er uns den Abdruck einiger Artikel gestattet hat, die in Kürze in einer Festschrift zum 60jährigen Bestehen und in einer Broschüre zur Arbeit der Kindertagesstätten dieses Nachbarschaftsheim veröffentlicht werden. Ein Inhaltsverzeichnis und Hinweise zur Bestellung finden Sie auf S.30 dieses Rundbriefs.

Der Zwischenbericht zum „Community Care“-Pilotprojekt dreier Mitgliedseinrichtungen unseres Verbandes ermöglicht spannende Einblicke hinter die Kulissen der Projekte, mit denen Bedingungen, für ein besseres „Alt werden in der Nachbarschaft“ erprobt werden.

Mit dem Abschlussreferat der Tagung „Nicht für die Schule, sondern für das Leben ...“ richten wir schließlich den Blick auf das Bildungsthema, das in der Arbeit der Einrichtungen eine zunehmend wichtige Bedeutung hat. Wir wünschen eine anregende Lektüre!

Herbert Scherer

Das Nachbarschaftsheim Mittelhof Seit 60 Jahren erfolgreich Stadtteilzentrum und Mehrgenerationenhaus

Vor zwanzig Jahren in einem Grußwort zum Mittelhof-Jubiläum im Jahr schrieb ich von der gerade überwundenen „Sinnkrise“ der Nachbarschaftsheimen, die gerade ihre Identität neu definieren konnten und dabei waren, geradezu in „Hochform“ zu geraten. Sie hatten die Zeichen der Zeit erkannt und sich den Bürger- und Selbsthilfeinitiativen geöffnet und waren dabei sich auch als Träger sozialer Arbeit und professioneller Dienste zu etablieren, unterstützt von den zuständigen Senatsverwaltungen, insbesondere vom damaligen Sozialsenator Ulf Fink, unterstützt von seinem Abteilungsleiter Dietmar Freier und seinen hoch qualifizierten Mitarbeiter/innen. Die Nachbarschaftsheimen – so benannte ich es damals – leben zu einem wesentlichen Teil von der Fähigkeit ihrer Besucher und der Offenheit ihnen gegenüber. Heute haben wir noch mehr Wissen und Erfahrung: ohne bürgerschaftliches Engagement, ohne ehrenamtliche Mitarbeit, ohne den Mitwirkungs- und Gestaltungswillen der Bürger könnten wir nicht sein, was wir als Nachbarschafts- und Stadtteilzentren seither in Berlin beinahe flächendeckend geworden sind: lebendige, moderne, innovative, effiziente und bürgernahe soziale Einrichtungen, zukunftsfähig nicht nur deswegen, sondern auch wegen ihrer Ausstrahlung, ihrer „persönlichen“ Note und ihrer jeweiligen Atmosphäre. Wer den Mittelhof – und manche seiner Einrichtungen auch nur einmal besucht hat – weiß, dass einen die Atmosphäre einnimmt und man bleiben oder wiederkommen möchte.

Nachbarschaftsheimen haben sich weiterentwickelt – der Mittelhof immer dabei und oft voraus – zu professionellen Dienstleistern, Partnern der Bezirke und zahlreicher Institutionen und Initiativen, zu flexiblen Problemlösern und immer wieder und Tag für Tag zu Stiftern neuer und Heger bestehender Gemeinschaften. Das Nachbarschaftsheim Mittelhof ist zugleich Träger, Nachbarschaftszentrum mit beeindruckender „Infrastruktur“ und Bürgerinitiative. Was zeichnet den Mittelhof und andere Nachbarschaftsheimen aus? In einem gemeinsam gestalteten Informationsblatt für Eltern und Mitarbeiter/innen öffentlicher Kindertagesstätten haben wir südwestlichen Berliner Nachbarschaftszentren es vor einigen Jahren so benannt:



Nachbarschaftszentren

- verstehen sich als Bürgerinitiative
- sind Träger sozialer Einrichtungen
- sind sensibel für Probleme
- fördern die Selbsthilfe und Selbstorganisation
- sind Orte der Kultur und der Kommunikation
- arbeiten bürgernah und transparent
- motivieren und fördern ihre Mitarbeiter/innen und Mitarbeiter
- suchen und fördern die Zusammenarbeit

Die Berliner Nachbarschaftszentren sind in den letzten Jahrzehnten zu immer wichtigeren Partnern der Bürgerinnen und Bürger, der Politik und der Verwaltung, regionaler und überregionaler Institutionen und Initiativen geworden. Letztendlich aber beziehen Nachbarschaftsheimen ihre Stärke aus dem Engagement der Bürger, die ihre Einrichtungen mitgestalten und prägen können und sollen und der Fähigkeit der Mitarbeiter, Gestaltungs- und Beteiligungswünsche als Unterstützung und nicht als Einmischung zu begreifen. Das ist im Alltag einfacher gesagt als getan. Gesetze, Vorschriften, Regeln, Verträge – alles was Organisationen und Träger bindet, ist zu beachten und wirtschaftliches Handeln, der effektive Einsatz von begrenzten Mitteln ist zu gewährleisten. Das alles muss sich verbinden mit dem Vertrauen in eine Organisation und in die für sie handelnden Personen, und dieses Vertrauen muss jeden Tag neu erworben werden. Dieses Vertrauen genießt der Mittelhof in außergewöhnlichem Maß seit vielen Jahren:

- auf der lokalen Ebene bei den Bürgern, bei den Politikern und in der Verwaltung,
- in Berlin beim Paritätischen Wohlfahrtsverband
- beim Verband für sozial-kulturelle Arbeit,
- und bei vielen Kooperationspartnern und befreundeten Organisationen
- und natürlich und zuerst bei Eltern, Kindern, Senioren, Nachbarn, kurz: bei den Bürgern.

Das lässt Rückschlüsse auch auf stimmige interne Strukturen zu: auf einen Verein, einen Vorstand, eine Geschäftsführung, die einander vertrauen. Vor allem einen Vorstand, der die Handlungsfähigkeit der leitenden Mitarbeiter/innen sichert und eine Geschäftsführung, die mit den Gremien, Mitarbeitern und „Außenstehenden“ klug und partnerschaftlich

umzugehen weiß. Es ist kein Geheimnis erfolgreicher Unternehmensführung, aber es muss praktiziert und gelebt werden und will gekonnt sein: am besten sind Organisationen, wenn Mitarbeiter/innen (hauptamtlich oder ehrenamtlich) ihre Wünsche, ihre Ziele, ihre fachlichen Pläne möglichst selbstständig umsetzen können und dafür natürlich auch die entsprechende Verantwortung übertragen bekommen. Das Nachbarschaftsheim Mittelhof ist also ein gelungenes, ja nachhaltiges Beispiel dafür, wie wichtig es für die Berliner Bezirke ist, mit den Nachbarschaftsheimen starke lokale Partner an ihrer Seite zu haben, das belegt, dass die Bezirke ein eigenes Interesse daran haben müssen, lokale Partner zu stärken und auch mit Anliegen und Aufgaben herauszufordern. Wie die Bürger und wie die Bezirke haben Nachbarschaftszentren immer ein langfristiges lokales Interesse an ihrem Stadtteil und wie sie verstehen sie sich als lokale Akteure, denen nicht nur am Wohlbefinden der eigenen Institution, sondern eines ganzen Stadtteils gelegen ist.



Nachbarschaftsheim und Mitarbeiterinnen

Heute wissen wir noch mehr als vor 20 Jahren um die Bedeutung bürgernaher, handlungsfähiger, flexibler und differenzierter Unterstützungssysteme für Familien, vor allem um Kinder optimal zu fördern und sie beim Erwachsenwerden zu begleiten. Bildung und Kultur sind die Schlüssel für die gesellschaftliche Integration einer jeden einzelnen Person und für ihre Zukunftschancen. Die aktuelle Diskussion um die Qualifizierung der Kindertagesstättenarbeit, um Bildungsprogramme, um die Zukunft der Schulen, um Trägervielfalt, wurde und wird gerade auch vom Nachbarschaftsheim Mittelhof aus geführt und der Mittelhof hat sich den damit verbundenen Aufgaben erfolgreich gestellt. Er ist sozusagen längst zukunftsfähig und darauf vorbereitet, sich hier auch neuen Herausforderungen zu stellen. Warum zum Beispiel, sollen Nachbarschaftsheime in Zukunft nicht auch Träger von Schulen sein? Und damit auch gleich dem Wunsch vieler Eltern entsprechen! Heute initiiert die Bundesregierung, zu unserer Freude, bundesweit „Mehrgenerationenhäuser“. Warum – weil sie zeitgemäß, bürgernah, innovativ, flexibel, gesellschaftliche Interessen und Bedürfnisse aufgrei-

fen und als lokales Aktions- und Aktivitätsbündnis dafür Lösungen entwickeln können. Die heutige Komplexität einer Gesellschaft erbringt dauerhaft eben nur dann „Exzellenz“, wenn Bürgerengagement und Fachlichkeit sich zur Weiterentwicklung sozialer Infrastruktur zusammenschließen. Berlin kann stolz darauf sein, dass es diese Mehrgenerationenhäuser schon einige Jahre länger als andere Bundesländer systematisch fördert und ausbaut – der Mittelhof hat fachlich und politisch immer heftig an der Verwirklichung dieses Ziels mitgewirkt und damit bewiesen, dass lokales Handeln nicht die Sicht auf regionale und überregionale Notwendigkeiten verschließen muss. Warum schreibe ich das alles in einer Broschüre, die die 60-jährige Arbeit des Nachbarschaftsheims Mittelhof würdigt? Weil eben gerade das Nachbarschaftsheim Mittelhof zum wohl wichtigsten Partner des Nachbarschaftsheims Schöneberg wurde, weil eben genau der Mittelhof die „Zeichen der Zeit“ immer rasch erkannte und den Weg, der sich in den Diskussionen, Auseinandersetzungen und auch Konkurrenzen erschloss, rasch und konsequent mitgegangen ist und sich nicht nur zwischen den jeweiligen Geschäftsführungen geradezu eine Vertrautheit im Umgang miteinander entwickelte, in der alles und jedes besprochen werden konnte und besprochen werden kann.

Aus dieser Vertrautheit heraus und dem gemeinsamen Verständnis zeitgemäßer sozialkultureller Arbeit haben wir – Mittelhof und Schöneberg - manchen Schritt gemeinsam geplant und getan. Kooperationen bestimmten immer wieder die Arbeit zwischen beiden Nachbarschaftsheimen (zum Beispiel in der Altenarbeit, in der Selbsthilfe, in der Familienbildung, bei der Qualifizierung und Beschäftigung von Arbeitssuchenden, beim Betreuungsverein, bei der Übertragung der Kindertagesstätten an freie Träger, bei der bezirklichen Gremienarbeit).

Eine enge und langjährige Zusammenarbeit gab und gibt es auch auf der Ebene des Verbandes für sozialkulturelle Arbeit und des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes. Vor allem die Interessen und die Förderung aller Nachbarschafts- und Selbsthilfekontaktstellen Berlins und vieler Mitgliedsorganisationen des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes und der genannten Ziele im Rahmen bürgerschaftlichen Engagements und professioneller Dienste und der Qualifizierung von Regelangeboten sozialer Dienste und Versorgung standen dabei im Vordergrund.

Ich danke der langjährigen Geschäftsführerin des Mittelhofes, Gisela Hübner, die mir diese vertrauensvolle Zusammenarbeit gewährt und persönliche Freundschaft geschenkt hat und die mir nun seit Jahrzehnten Partnerin und kritische Begleiterin in der Weiterentwicklung unserer sozial-kulturellen Anliegen ist. Ich danke ihr auch für ihre vielen Vermittlungsdienste zwischen den diskutierenden Fronten – die es ja auch immer wieder gegeben hat - und ich danke ihr für die großen Verdienste im Mittelhof und in den genann-

ten Verbänden. Ich danke Vorstandsmitgliedern und Mitarbeiter/innen des Mittelhof, die dieses Vertrauen mir und unseren Mitarbeiter/innen immer wieder geschenkt haben und ich gratuliere dem Mittelhof zu seiner so lange schon gepflegten und immer wieder aktuellen Vielfalt, seiner unprätentiösen und zu Recht selbstbewussten Fachlichkeit und Kompetenz und zu seiner ausstrahlenden Herzlichkeit.

Ich wünsche dem Mittelhof weiterhin viel kreatives Potential und die Bewahrung dessen, was mir über Jahrzehnte so gefallen hat: wann immer man in irgendeine Einrichtung des Mittelhofes gekommen ist, hat man sich sofort wohl und immer zuhause gefühlt – so, als würde man dort immer auf das Angenehmste ein bisschen verzaubert. Diesen Zauber braucht die Welt!

*Georg Zinner
Geschäftsführer des
Nachbarschaftsheim Schöneberg e.V.
Stellv. Vorsitzender Paritätischer Wohlfahrtsverband,
Landesverband Berlin e.V.
Vorsitzender des
Verbandes für sozial-kulturelle Arbeit e.V.*

Holzhaus, Gemeindekeller und zurück

Mittelhof als Kooperationspartner der Offenen Jugendarbeit in Zehlendorf-Süd#

Gerd Schmitt

Wer an den Mittelhof denkt, dem fällt alles andere als Offene Jugendarbeit ein: Kindertagesstätten, Stadtteilzentrum, Freiwilligenarbeit und rauschende Feste in herrschaftlicher Villa. Beim genaueren Hinsehen und beim Rückblick auf die letzten 60 Jahre gab es sie doch: die Jugendarbeit in den unterschiedlichsten Formen: die Jugendleiterseminare und den internationalen Austausch der fünfziger, die Tanzabende, Funker-Foto- und Werkgruppen der sechziger und die ambulanten Hilfen für straffällig gewordene Jugendliche in den 80er und: Schönow.

11 Jahre, von 1975 bis 1986 war der Mittelhof in Kooperation mit der evangelischen Kirchengemeinde Schönnow Träger einer ausgedehnten Offenen Jugendarbeit, die sich bewusst an sozial benachteiligte Jugendliche in Zehlendorf-Süd wandte, einem Stadtteil, der immer wieder zumindest im Zehlendorfer Spektrum als sozialer Brennpunkt ausgewiesen wird. Heute, 20 Jahre später, ist die Region nach dem Mord an einem 7 jährigen Jungen durch seinen 15 jährigen Nachbarn, wieder ins öffentliche Blickfeld gekommen.

Und auch der Mittelhof ist nicht erst durch dieses Ereignis wieder in der Region aktiv:

Am monatlichen Runden Tisch und auch in der Übernahme neuer Verantwortung für die Jugendarbeit im Stadtteil.

Im Vergleich mit anderen Arbeitszweigen des Mittelhof, den Kindertagesstätten, der Altenarbeit, der Selbsthilfe oder der Kulturarbeit scheint es der Jugendarbeit an Kontinuität zu mangeln - durchlebte sie immer wieder ihren Aufstieg und ihre Krisen - und ging manchmal auch sang- und klanglos zu Ende. Dafür gibt es mehrere Erklärungen: Jugendliche drücken stärker als alle anderen Altersgruppen gesellschaftliche Veränderungen in ihren Lebensstilen, Protestformen und sozialem Verhalten aus und sind ständig auf der Suche nach eigenen Kulturformen. Dieser Entwicklung läuft die sozialpädagogische Jugendarbeit einerseits hinterher und versucht andererseits sie auch zu beeinflussen. Eine eher strukturierte und mit langfristig angelegtem Konzept ausgestattete Jugendarbeit, wie sie etwa in Kindertagesstätten durch eine professionelle Betriebsorganisation und fachliche Mindeststandards zur Regel geworden ist, blieb zumindest für den hier betrachteten Zeitraum weitgehend Fehlanzeige. Die Improvisation von Räumen, Angeboten, wechselnden Zielgruppen, Methoden und Medien, und vor allem verschiedenem pädagogischen Personal – ein großes Experimentierfeld.

Im Überblick: Jugendarbeit des Nachbarschaftsheim Mittelhof

Jugendgruppenarbeit (1947-1959)

„Demokratie als Modell“: Der Jugendrat;
„Jugendherberge“ in Selbstorganisation, die für Jugendwochenenden und Internationale Studentenseminare genutzt werden konnte.
Freiwillige Arbeitswochenenden der Mittelhof-Jugend zur Renovierung von Wohnungen älterer und bedürftiger Menschen in Zehlendorf;
Schwerpunkt: Gruppenleiterausbildung als Multiplikatoren-schulung für die Mitarbeit in Organisationen außerhalb des Mittelhof. Letzteres wurde immer schwieriger, da die Jugendlichen sich nur schwer von der vertrauten Mittelhofgemeinschaft lösen konnten.
„Die Konzentration der Jugendarbeit auf Gruppenleiterkurse hatte dazu geführt, dass die Gruppen zur intellektuellen Seite tendieren, so dass nicht intellektuellen Jugendlichen wenig geboten werden konnte.“ (40 Jahre Mittelhof, Berlin 1987, S. 62)

Jugendarbeit im Widerspruch (1960-1969)

Offene Jugendarbeit mit Tanzabenden und Dicso-Keller sowie eine vielseitige Gruppenarbeit: Tanz, Musik, Kabarett, Tischtennis, Gymnastik, Radio, Funk, Tischlerei. Die Jugendlichen der Offenen Arbeit unterschieden sich aufgrund ihrer sozialen Herkunft stark von den sonstigen „Gruppenjugendlichen“, was zunehmend zu Spannungen innerhalb der Jugendarbeit führte; die Neuorientierung der gesamten Mittelhofarbeit hin zur Gemeinwesenarbeit machte auch nicht vor der Jugendarbeit halt und führte zu ihrer vorläufigen Beendigung. „Der politische Aufbruch der Studentenbewegung hatte das Berufsverständnis der Sozialarbeiter deutlich erschüttert. Traditionelle Erziehung, Betreuung, Musizieren und Basteln wurden als alte Hüte aus dem Arsenal der bürgerlichen Sozialisation belächelt und für die eigene Arbeit abgelehnt. An die Stelle des helfenden und betreuenden Sozialpädagogen sollte der beratende Gemeinwesenarbeiter treten, der die aktiven Teile der Bevölkerung in ihrem Streben nach Selbstorganisation unterstützt.“ (40 Jahre Mittelhof, a.a.O., S. 71 / 72)

Offene Jugendarbeit in Zehlendorf-Süd in Kooperation mit der evangelischen Kirchengemeinde Schönau (1975 – 1986)

Hilfen für straffällige Jugendliche (1980 - 1997)

Kooperationsprojekt mit der Jugendgerichtshilfe zur sozialpädagogisch begleiteten Ableistung von Freizeitarbeiten und Betreuungsweisungen in Kleingruppen (Hausmeistergruppe, Druckereigruppe, Backgruppe, Fahrradwerkstatt) und der jährlichen Projektreise

Schönau- ein Beispiel erfolgreicher Kooperation in der Offenen Jugendarbeit

Mittelhof sucht Gemeinwesenarbeiter

Als ich im September 1975 meine erste Stelle als Sozialpädagoge im Nachbarschaftsheim Mittelhof antrat, erwartete mich ein freundliches „progressives“

Leitungsteam bestehend aus 4 Sozialarbeitern und 2 Verwaltungsmitarbeiterinnen mit dem weitläufigen Arbeitsauftrag, erstmal eine umfassende Bestandsaufnahme der sozialen Arbeit im Bezirk anzufertigen, um danach zu entscheiden, wo ein Neuanfang in der Arbeit mit „randständigen Jugendlichen“ sinnvoll sei. Als Startkapital konnte ich auf die „Faktensammlung“ aus dem Jahr 1969 zurückgreifen, mit dem der Mittelhof in die Ära der Gemeinwesenarbeit startete. Gemeinwesenarbeit war das tragende Arbeitsprinzip dieser Jahre, dem sich alles unterzuordnen hatte – bisweilen wurde allerdings eine Methode zum Arbeitsinhalt pervertiert.

Dieses unterschiedliche Verständnis von Gemeinwesenarbeit wurde zum Dauerkonflikt des Mittelhof-Teams in den kommenden Jahren – ohne dass der Verein mit seinen Organen davon wesentlich berührt wurde.

Der folgende Auszug aus dem Sachbericht für das Jahr 1976 verdeutlicht den Dissens:

„Der Arbeitsansatz des Gemeinwesenarbeiters besteht hierbei wesentlich in der Initiierung und Planung von jugendpflegerischen Aktivitäten. Es ist nicht seine Aufgabe durch persönlichen sozialpädagogischen Einsatz die Arbeitsbereiche selbst abzudecken, die von den dafür vorgesehenen Institutionen nur partiell und oft am Interesse der Jugendlichen vorbei ausgefüllt werden“ (Anlage zur Bilanz 1976, Nachbarschaftsheim Mittelhof e.V., S.5)

Von diesen Auseinandersetzungen noch unbelastet konnte ich mir im Herbst 1975 die nötige Zeit nehmen, eine Stadtteiluntersuchung durchzuführen und dabei in Interviews vor Ort die sozialen Institutionen des Bezirks nach Arbeitsauftrag, Inhalten, Problemen und Perspektiven zu befragen. Aber nicht aus einer abgeschlossenen Untersuchung und einer anschließenden Auswertung ergab sich der neue Einsatzort, sondern aus einer Begegnung besonderer Art.

„Sie schickt der Himmel“

Nach einer Reihe von Interviews hatte ich mit dem Pfarrer E. der evangelischen Kirchengemeinde Schönau einen weiteren Termin vereinbart. Wir trafen uns in seinem Pfarrhaus am Teltower Damm. Mit großer Offenheit berichtete er über die Bemühungen der Gemeinde, Jugendlichen mit Alkohol- und Drogenproblemen einen selbstverwalteten Treffpunkt anzubieten, dabei aber ständig an fachliche und personelle Grenzen zu stoßen.

Der Sozialarbeiter der Gemeinde, als einziger für die Jugendarbeit zuständig, fühle sich isoliert und von der Arbeit so überfordert, dass er für eine zeitweise Schließung des Jugendhauses eintrete. Hier sei der Ort, an dem der Mittelhof sich sinnvoll engagieren könne und auf einen kooperationswilligen Partner stoße. „Sie schickt der Himmel.“ Es folgte eine erste Einladung in den Jugendkeller der Gemeinde, aus Hospitationen



Lagerfeuer

wurden regelmäßige Einsätze und die Kooperation nahm ohne schriftliche Vereinbarung ihren Lauf.

Schönow, ursprünglich der Name eines kleinen Dorfes im Kreis Teltow, lebt heute noch in der Straße Alt-Schönow im äußersten Süden des Bezirks Zehlendorf fort. Das Einzugsgebiet der heutigen evangelischen Kirchengemeinde Schönow umfasst darüber hinaus den ganzen Stadtteil Zehlendorf-Süd, begrenzt durch Nieritzweg im Norden, Dahlemer Weg im Osten, Teltowkanal im Süden und damals der Grenze zur DDR im Westen. „Es ist seit langem ein sozialer Brennpunkt innerhalb des sonst recht gut situierten bürgerlichen Bezirks. In den Siedlungen von Telefunken / AEG, Gehag, Neue Heimat und Hilfswerk leben vorwiegend mittlere und kleine Angestellte sowie Arbeiter. Zwischen den Siedlungen und dem Teltower Damm überwiegen dann jedoch wieder Ein- und Zweifamilienhäuser. Dass es hier im ‚grünen Zehlendorf‘ eine Anhäufung verschiedenster sozialer Probleme gibt, blieb lange Zeit von der Öffentlichkeit kaum beachtet. Doch seit etwa 10 Jahren registrieren Familienfürsorge, Jugendförderung und Kirchengemeinden die besondere Problemlage von Familien in diesem Stadtteil. ... Einklemmt in einen bürgerlichen Bezirk mit hohem Ober- und Mittelschichtsanteil ist der Konkurrenz- und Leistungsdruck auf die Familien in Zehlendorf-Süd besonders groß.“ (Rundbrief 1/1980 des Verbandes für sozial-kulturelle Arbeit e.V. S.4/5)

Das Holzhaus- ein mühevoller Anfang

„Der Gemeindekirchenrat stellt den Jugendlichen der Gemeinde Schönow und ihren Freunden täglich zwischen 16 und 23 bzw. 24 Uhr die Kellerräume des Holzhauses sowie den Toilettenraum im ersten Stock des Holzhauses und den Garten zur Verfügung, damit sie dort ihre Freizeit verbringen können. ... Schlüssel werden nur an von den Jugendlichen gewählte und vom Gemeindekirchenrat bestätigte Jugendliche ausgegeben. ... Spirituosen dürfen nicht mitgebracht oder getrunken werden, Drogenkonsum muss unterbleiben. Es bleibt den Jugendlichen selbst überlassen, in welchen Abständen sie die benutzten Räume im Keller aufräumen und reinigen...Luftdruckgewehre dürfen nicht mit aufs Gelände genommen werden, Explosionen und

größere Feuer sind auf dem Grundstück nicht erlaubt. Kleinere Feuer dürfen nur an der dafür vorgesehenen Stelle bei Tageslicht gemacht werden. Brennstoff darf nur trockenes Holz und Kohle sein. Nach Anbruch der Dunkelheit sind nur noch kleinere Grillfeuer erlaubt.“ Soweit ein Einblick in einige Benutzungsregeln, die Anfang 1976 vom Gemeindekirchenrat verabschiedet wurden. Schönow war eine sozialpolitisch engagierte Gemeinde, die wie viele evangelische Gemeinden dieser Jahre (Leuchtturm „Haus der Mitte“ in Gropiusstadt unter der Schirmherrschaft von Heinrich Albertz) in der Unterstützung der Offenen Jugendarbeit eine notwendige Aufgabe sahen, die Gemeinde für sozial Benachteiligte und Arbeiter zu öffnen und dafür auch „Belästigungen“ und provozierende Umgangsformen der Jugendlichen in Kauf zu nehmen.

Die ersten Monate kratzten heftig an meinem beruflichen Selbstverständnis. Den Jugendlichen missfiel die Anwesenheit eines neuen Sozialarbeiters – was hat er vor? Wird unser Refugium beschnitten? Wie hält er es mit dem Kiffen? Den Gemeindesozialarbeiter haben wir gerade erfolgreich herausgegrault, und jetzt der, was will dieser Mittelhof hier?

Das Misstrauen wich nur langsam – Geduld, Gespräche, mit denen, die sie immer mehr suchten und Auseinandersetzungen um Regeln. Ohne den parallelen Aufbau einer neuen Offenen Jugendarbeit mit jüngeren Jugendlichen im benachbarten Gemeindekeller, hätte ich längst das Handtuch geworfen. Was sich unter erstrebenswerten Zielen wie Selbstverwaltung und Unterstützung sozial benachteiligter Jugendlicher zu einem förderlichen Ort für Konsum und Handel mit Drogen entwickelt hatte, wurde immer offensichtlicher. Mit meiner kontinuierlichen Anwesenheit schwand diese „Attraktivität“ und als es wenige Monate später gelang, ein Team mit einem zweiten Sozialarbeiter, einer Praktikantin und mehreren Ehrenamtlichen aufzubauen, fiel der Treffpunkt in sich zusammen.

Offene Jugendarbeit

Disco, Gruppen und (Abenteuer)fahrten

„Im Zentrum der Offenen Jugendarbeit stehen zwei Offene Abende in der Woche, die von der Vorbereitungsgruppe (ca. 15 Jungen und Mädchen im Alter von 14 – 17 Jahren) in Zusammenarbeit mit den Mitarbeitern organisiert werden. In einer Mischung von Diskothek und Jugendcafe verbringen etwa 50-70 Jugendliche aus der näheren Umgebung Zehlendorf-Süds hier ihre Freizeit. so sind mit Hilfe der pädagogischen Mitarbeiter aus der Offenen Arbeit heraus Gruppen aufgebaut worden, die sich wöchentlich mehrere Stunden treffen: Mädchengruppe, Vorbereitungsgruppe, Zeitungsgruppe, Holzhaus-Club, Jungengruppe und Arbeitslosengruppe. Die Jugendlichen gehen in der Mehrzahl entweder in die 9. oder 10.Klasse der Leistikow - Oberschule (einzige Hauptschule in Zehlendorf, 2006 aufgelöst), Pestalozzi-Schule (Sonderschule) oder sind Auszubildende im 1. oder 2.Lehrfahr, insbesondere

re. KFZ Handwerker, Bäcker, Maler und Verkäuferinnen. Es hat sich gezeigt, dass insbesondere Arbeiterjugendliche, aber zunehmend auch Jugendliche aus der Mittelschicht, sich nicht von traditioneller Gruppenarbeit angesprochen fühlen, sei es aus negativen Erfahrungen mit Gruppenarbeit in der Schule oder überhaupt eine Abwehr gegen Verbindlichkeit....Der Aufbau von Gruppen aus der Offenen Arbeit heraus muss bei den wahrgenommenen Bedürfnissen der Jugendlichen anfangen und nicht bei den emanzipatorischen Zielvorstellungen der Pädagogen“ (Internes Projektpapier 1977).

Ein weiterer Schwerpunkt der Arbeit lag in der Planung und Durchführung von Freizeiten und Wochenendseminaren 1977: 3 Wochenendseminare, 2 Freizeiten, davon ein 14tägiges Sommerlager im Teutoburger Wald.

Die tägliche Bedrohung: Angst und Gewalt

Im Rückblick bleibt die erste große Zeit der Offenen Jugendarbeit neben vielen hoffnungsvollen Entwicklungen wie erlebnispädagogische Freizeiten, Aufbau von geschlechtsbewusster Arbeit in Mädchen- und Jungengruppen, Schulsozialarbeit mit jüngeren Jugendlichen, Übernahme von Verantwortung auf dem Jugendzeltplatz Bäkewiese oder in der Durchführung großer Musikveranstaltungen auch mit dem Gefühl einer über Jahre gehenden dauerhaften Bedrohung verbunden, die im wesentlichen von einem Jugendlichen ausging, der bereits einige Jahre vor unserem ersten Zusammentreffen begonnen hatte, zusammen mit einer kleinen Gruppe von 1 bis 2 weiteren Jugendlichen Gleichaltrige und Mitarbeiter der pädagogischen Einrichtungen im Umfeld zu drangsaliieren.

„Peter P. gilt im hiesigen Verwaltungsbezirk, begrenzt auf seine unmittelbare Wohngegend in Zehlendorf-Süd, seit Jahren als ‚Problemfall‘, da er sich gegenüber Alterskameraden und auch Mitarbeitern der Jugendfreizeiteinrichtungen unter Einfluss alkoholischer Getränke aggressiv verhielt und zum Schutze der Offenen Jugendarbeit ihm mit kurzen Unterbrechungen immer wieder Hausverbot erteilt werden musste. Im nüchternen Zustand konnten mit ihm dann wieder Gespräche geführt werden, die die Hoffnung auf Veränderungen zuließen. Zu wirklich dauerhaften und wirkungsvollen Schritten, wie etwa Teilnahme an einer jugendlichen Alkoholikergruppe, Heimunterbringungsmaßnahmen etc. konnte er sich in der Vergangenheit nicht entschließen. Er wurde in dieser Haltung indirekt von den Eltern bestärkt, die sich völlig passiv verhielten und den Umfang der sichtbar gewordenen Gefährdung ihres Sohnes nicht sahen oder nicht sehen wollten.“ (Schreiben der Jugendgerichtshilfe vom März 1978, der Name des Jugendlichen ist abgeändert.)

Unser damaliges „gestörtes“ Verhältnis zur Polizei (Grundsatz der ersten Jahre: Keine Polizei bei Konflikten einschalten, sonst ist das Vertrauensverhältnis zu den Jugendlichen zerstört), gepaart mit der eigenen Selbstüberschätzung, dass unser parteiliches Eintreten

für randständige Jugendliche, die ohne ihr eigenes Zutun von ungerechten gesellschaftlichen Umständen betroffen seien, diesen die Augen öffnen und sie ihr Leben selbst korrigieren ließen, erwies sich in der Folge als ein fataler Irrtum.

Wenn es gelänge, diesem Jugendlichen mit unerschütterlichem Vertrauen zu begegnen und ihm unsere solidarische Hilfe anzubieten, ungetrübt von Kooperationen mit Polizei und Jugendamt, dann könnte nicht nur er gewonnen werden, sondern auch der harte Kern zu Gewalttätigkeit neigender Jugendlicher im Stadtteil.

„Der zunehmende Problemdruck auf die Jugendlichen (gestiegene schulische Leistungsanforderungen, fehlende Lehrstellen, fehlende attraktive Arbeitsplätze) hat die Aggressionsbereitschaft und die Flucht in Drogen insbesondere Alkohol weiter verschärft.“(Anlage zur Bilanz des Nachbarschaftsheim Mittelhof 1977, S. 4)

Als nach 3 Jahren fortgesetzter Gewaltandrohungen, Körperverletzungen auch gegenüber uns Mitarbeitern und Zerstörungen in alkoholisiertem Zustand, unsere Hoffnung auf Besserung schwand, schalteten wir selbst Polizei und Justiz ein und stellten einen Strafantrag. Als Schutzhelfer in der Jugendstrafanstalt Plötzensee und freiwilliger Vollzugshelfer in der JVA Tegel blieb der Kontakt noch über Jahre erhalten. Den scheinbar unaufhaltsamen Weg eines „Intensivstraftäters“ konnten wir nicht aufhalten.

Vernetzungen und Anbindungen

Dass neben der mühevollen Bewältigung des sozialpädagogischen Alltags die Gemeinwesenarbeit nicht auf der Strecke blieb, dokumentiert sich in der Einbindung in fachlichen Arbeitskreisen (u.a. im Ausschuss Offene Jugendarbeit der Kirchenleitung Berlin-Brandenburg) und dem Aufbau eines Arbeitskreises der Jugendeinrichtungen in Zehlendorf-Süd. Dabei ging es um mehr als nur den tagesaktuellen Informationsaustausch.

„Es ist jugendpolitisch unververtretbar, dass in unmittelbarer Nähe der Gemeinde ein komplett ausgestattetes bezirkliches Jugendfreizeitheim existiert (Haus Teltow), dessen Jugendarbeit seit langem daniederliegt. Unsere Aufgabe muss es sein, die dort arbeitenden Kollegen in ihrer Praxis so zu unterstützen, dass eine zweite Einrichtung in Süd entwickelt wird, die Offene Arbeit macht, und den einen oder anderen Schwerpunkt, den wir nicht noch innerhalb unserer Kapazitäten wahrnehmen können, aufzubauen. Hierbei sind sicher auch manche strukturelle Veränderungen bezirklicher Freizeitarbeit notwendig, die vom Bezirksamt und vom Jugendwohlfahrtsausschuss mit durchgesetzt werden sollten, etwa Regelung der Öffnungszeiten, mehr Flexibilität bei Arbeitszeiten, Wochenendfahrten usw. Die begonnene gemeinsame Diskussion mit den Einrichtungen (der Jugendförderung) lässt uns hoffen, dass die immer wieder beschworene Partnerschaft zwischen Trägern öffentlicher und freier Jugendhilfe nicht nur frommer Wunsch bleibt, sondern sich im Interesse

der Kinder und Jugendlichen ein Stück weit realisieren lässt.“(Projektbericht Offene Jugendarbeit in Zehendorf-Süd April 1978, S. 15).

Die Kooperationswünsche blieben nicht unerfüllt: Unsere Offene Jugendarbeit hatte mittlerweile eine wachsende Anerkennung im Stadtteil wie auch bei gesellschaftlichen Gruppen im Bezirk erlangt. Als etwa die Stelle des Heimleiters im benachbarten Jugendfreizeitheim 1978 neu besetzt wurde, zog uns die damalige Jugendstadträtin Erika Hess mit beratender Stimme in die Entscheidungsfindung mit ein. Ein Jahr später unternahmen beide Einrichtungen eine gemeinsame erlebnispädagogische Ferienreise mit 20 Jugendlichen durch Jugoslawien, was anschließend die wechselseitige Nutzung beider Einrichtungen durch die Jugendlichen sehr förderte.

Was in Schönow und wenigen anderen Orten in dieser Form der Kooperation praktiziert wurde, war mittlerweile auch Gegenstand von Planungsüberlegungen der Senatsjugendverwaltung geworden:

„Da viele Freizeitheime häufig leerstehen und ihre Programme an den Interessen Jugendlicher vorbeigehen, meint die Senatsverwaltung, dass eine Überprüfung der bestehenden Angebote notwendig sei... Um die Jugendlichen direkt anzusprechen, ist auch geplant, staatliche Jugendfreizeitheime in die Verantwortung von Jugendverbänden zu geben. Durch eine qualifizierte Mitbestimmung könne es den Jugendlichen so ermöglicht werden, ihre Interessen zu formulieren und durchzusetzen, sich also aktiv an ihrer Freizeitgestaltung zu beteiligen. Es ist auch daran gedacht, Verbundsysteme verschiedener Jugendeinrichtungen zu schaffen, um ein mehr stadtteilorientiertes Angebot zu ermöglichen. Bis jetzt arbeiten die verschiedenen Organisationen nach Ansicht der Senatsverwaltung eher nebeneinander.“

(Ausführungen der Senatorin für Familie, Jugend und Sport, Ilse Reichel, vor dem Landesjugendwohlfahrtsausschuss lt. Tagesspiegel vom 30.11.79)

Auch die enge Zusammenarbeit mit der Kirchengemeinde Schönow im Rahmen der Kooperation „Offene Jugendarbeit“ war für die Entwicklung einer sozialraumorientierten Arbeit höchst förderlich. „Reine Jugendfreizeitheime können oft nur schwer aus dem Ghetto Jugend hinaus, trotz propagierter und versuchter Elternarbeit. Eine Kirchengemeinde, soweit sie für alle Altersgruppen offene Strukturen anbietet, hilft, die Jugendlichen positiv mit den Problemen und dem Leben der Erwachsenen zu konfrontieren. Die Tradition ehrenamtlicher Mitarbeit in den Kirchen lässt sich zum Teil in der engagierten Teilnahme von Erwachsenen in der Jugendarbeit der Gemeinde fortsetzen.“ (Rundbrief 1/80, S. 4)

Die ehrenamtlichen Mitarbeiter, die aus verschiedenen beruflichen Zusammenhängen kamen und vor allem lokale Kompetenz mitbrachten, hatten einen nicht unwesentlichen Anteil am Erfolg unserer Arbeit.

Generationswechsel-Personalwechsel

- Konzeptänderung

Ab 1980 setzten neue Überlegungen ein, die bisherige Offene Jugendarbeit zu verändern.

„1. Im Jugendkeller war ein deutlicher Generationsumbruch festzustellen. Während die Besucher immer jünger wurden (12 bis 14 Jahre), waren alle verantwortlichen Positionen der Selbstverwaltung von den „alten Hasen“ besetzt. Eine langsame Umbesetzung scheiterte an beiden Seiten.

2. Der exzessive Alkoholkonsum eines kleinen Teils der älteren Jugendlichen schuf eine recht aggressive Atmosphäre, die einen immer größer werdenden Teil der Jugendlichen veranlasste, dem Keller fernzubleiben.

3. Die Belastung der Mitarbeiter während der wöchentlichen „Massenveranstaltungen“ (bis zu 180 Jugendliche am Abend) wurde mit der Zeit so groß, dass nur wenige Kräfte für die Gruppenarbeit übrig blieben.

4. Die Reduzierung der Mitarbeiter auf Ordnungsaufgaben wurde als immer unbefriedigender empfunden. Wir waren es satt, nur noch zu reagieren und wollten stattdessen selbst wieder kreativ in den Alltag im Jugendzentrum eingreifen.“

(Rundbrief 1 /1981 des Verbands für sozial-kulturelle Arbeit e.V. S.16)

Wieder stand ein Neuanfang auf der Tagesordnung – jüngere Jugendliche drängten nach vorne – für ältere Jugendliche stand dringend eine Loslösung an, die sich durch das Angebot eines selbstverantworteten Gruppentreffpunkts im benachbarten Holzhaus realisierte.

Ins Zentrum der Offenen Arbeit rückte für die kommenden Jahre das Jugendcafe:

„Das Cafe hat einen bedeutenden Stellenwert für die Offene Jugendarbeit bekommen. Es wurde zu einem Treffpunkt für jüngere Jugendliche im Stadtteil, überwiegend Haupt- und Realschüler... Die Jugendlichen fühlen sich im Cafe wohl, die Atmosphäre ist angenehm und gemütlich. Erstaunlich ist, dass bis jetzt kaum Wände oder Inventar beschädigt wurden. Die Identifikation ist deshalb so groß, weil die Jugendlichen das Cafe selbst umgebaut haben und an der Organisation beteiligt waren.“

(Rundbrief 1 /81, S.18)

Die Kooperation schleicht sich aus

Mitte der achtziger Jahre hatte sich die Lage im Mittelhof gründlich verändert. Mittlerweile war im Haupthaus an der Königstraße ein boomendes Stadtteilzentrum entstanden, das mit seiner generationsübergreifenden und stark auf Freiwilligenarbeit und Selbsthilfe orientierten Grundlage das neue Gesicht des Hauses prägte. Gleichzeitig hatte sich das Projekt „Hilfen für straffällige Jugendliche“ im Nebenhaus stark erweitert

und neue Akzente gesetzt. Als nach mehrmaligem Personalwechsel in Schönow auch bei den Jugendlichen ein neuer Generationswechsel anstand, entschied sich der Mittelhof, seine verbleibende Personalstelle zur Ausweitung des Stadtteilzentrums einzusetzen. Eine punktuelle Zusammenarbeit mit „Schönow“ hat es noch einige Jahre gegeben.

Die langjährige Kooperation von Nachbarschaftsheim und Kirchengemeinde hat über den Bereich der Jugendarbeit hinaus eine Reihe wertvoller Ergebnisse hervorgebracht, die zumindest für den Mittelhof sehr fruchtbar waren. So hat es aus den Erfahrungen der Verbindung von Jugendarbeit und Gemeindegearbeit konzeptionelle Anstöße gegeben, die bei der Gründung des Stadtteilzentrums im Mittelhof leitend waren. Auch aus dem Kreis der Schönower Jugendleiter

hat es etliche gegeben, die später als Freiwillige oder Honorarmitarbeiter im Mittelhof tätig wurden, einschließlich der Mitarbeit im Arbeitsausschuss. Für mich selbst konnte ich in diesen Jahren die Sozialraumorientierung der Jugendhilfe hautnah erfahren, mit weiterentwickeln und als Teil meines beruflichen Selbstverständnisses mitnehmen. Die Offenheit des Mittelhof, die ich anfänglich als fachliches Vakuum erfuhr, erwies sich am Ende als eine große Chance, neue Wege in der Jugend- und Stadtteilarbeit zu gehen und daran mitarbeiten zu können, den Mittelhof wieder zu einem der bedeutenden Berliner Nachbarschaftsheime werden zu lassen.

*Gerd Schmitt
Geschäftsführer der Kiezoase Schöneberg im PFH
Mitarbeiter des Mittelhof von 1975-1989*

Petra Kiefer

Mit dem Gesellenstück zum Werkausweis

Kita Drei-Käse-Hoch

Stolz und glücklich zeigt Maria am Nachmittag ihrem Papa den neuen Werkausweis. „Nun darf ich ganz allein in den Werkraum“, freut sie sich.

Vor der feierlichen Übergabe der Werkausweise haben Kinder, Eltern, Erzieherinnen und Erzieher in der Ausstellung die Gesellenstücke der Kinder bewundert. „Zweimal im Jahr werden die Kinder ab vier Jahre gefragt, ob sie den Werkausweis erwerben möchten“, erzählt Kitaleiterin Eva Steinert. Sie erfahren, woher das Holz kommt, dass es verschiedene Hölzer gibt, wie die Werkzeuge heißen, was man damit tun kann, wozu man sie nicht benutzen darf und werden so auch in die Werkstattregeln eingeführt.

Nun geht es los: Was kann aus einem Holzstück durch Sägen, Hämmern, Schmirgeln entstehen? Zum Beispiel ein Igel!

Marias Gesellenstück sollte ein Igel werden. Unter Anleitung von Jürgen, dem Erzieher, lernt sie die Säge richtig zu halten, sich beim Hämmern nicht auf die Finger zu schlagen und wie glatt das Holz durch

Schmirgeln werden kann. Aber sie lernt auch, ganz bei sich zu sein und die Freude am Gestalten zu genießen. Ihr Erfolgserlebnis: ein Stück Welt aus sich selbst geschaffen zu haben, was es vorher nicht gab.

Verbissen, hoch konzentriert und begeistert arbeitet sie an ihrem Holzstück, das schon bald nur noch „Igel“ heißt. Manchmal ist das auch anstrengend und ihre kleine Zunge muss aufpassen, dass sie nicht abgebissen wird, aber sie möchte ihren Igel unbedingt fertig bekommen. Der Ehrgeiz hat sie gepackt. Ein eigenes Gesellenstück hat ja nicht einmal ihr Bruder und dabei ist der doch schon in der Schule...

„Weil die Kinder mit ihrem Gesellenstück zeigen, dass sie gelernt haben, vorsichtig mit den Materialien und Werkzeugen umzugehen, dürfen sie mit ihrem Werkausweis allein in den Werkraum“, erklärt Jürgen. Sie haben bis dahin gelernt, dass sie zuerst mit ihrer Erzieherin oder dem Erzieher klären müssen, ob im Werkraum noch „Platz“ ist. Drei Kinder können gleichzeitig darin arbeiten. Der Werkausweis kommt dann in ein Regalfach und los geht das Werkeln. Manchmal schaut eine Erzieherin, was im Raum vor sich geht. Blicke wie „oh - gut, dass du kommst...“ oder „stör bitte nicht!“ sagen ihr, ob es sinnvoll ist, den Raum zu betreten.

Ihre angefangenen Arbeiten können die Kinder beschriften und in einem Regal aufbewahren. Natürlich muss das Werkzeug anschließend wieder aufgeräumt werden. Wer danach kommt, will doch nicht erst suchen müssen. Beim Verlassen des Werkraumes darf der Werkausweis nicht vergessen werden. Sonst ist es schwierig zu beweisen, dass man doch schon allein Handwerkszeug benutzen kann.





Die Mädchen

Räume, die zum Verweilen einladen, in denen Kinder selbständig mit dem Material arbeiten, experimentieren, Erfahrungen sammeln können, sich ausprobieren, ausdauernd und konzentriert, aktiv und kreativ tätig sind, gibt es im Drei-Käse-Hoch noch mehr. In den Gruppenräumen gibt es verschiedenfarbige und unterschiedliche Stifte, Scheren, Klebstoff, Papiere, Verkleidungsstücke und andere Materialien.

Wir haben jedoch festgestellt, das reicht nicht. Gerade erst alles zusammengesucht, aufgebaut, lustvoll begonnen, begeistert in der Tätigkeit, heißt es „Auf-räumzeit“. Die tolle Idee soll auf dem Fensterbrett warten. ...bis morgen, bis nächste Woche, bis sie manchmal in Vergessenheit gerät.

Das muss nicht sein. Wir haben vorbereitete Räume, in denen die Kinder Zeit haben, Antworten auf ihre Fragen zu finden. Jedes neu entdeckte Phänomen im Atelier, Werk- und Experimentierraum wird zu einem Erlebnis, an das sich die Kinder länger erinnern als an eine trockene Erklärung und das ihnen Antrieb gibt, immer wieder weitere neugierige Fragen zu stellen. Kinder lernen besser, wenn sie ein Thema aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten, Zusammenhänge erkennen sowie Beobachtungen und Erklärungen aus einem Versuch auf andere übertragen können. Dafür müssen sie auch das Begonnene mal stehen lassen, Unfertiges nicht beenden müssen und sich darauf verlassen können, erwartete Materialien vorzufinden.

Im Atelier probieren sich die Kinder mit Farben, Pinseln, Spiegelflächen, Kleister, Alltags-, Natur- und plastischen Materialien aus. Sie können in Projekten wie „das bin ich“ ihre eigenen Handabdrücke gestalten, Selbstporträts malen oder ihren Freund / Freundin genau beobachten.

Farbe träufeln, klecksen, mischen, mit anderen Materialien vermengen, dabei Hypothesen aufstellen, was wohl passieren könnte, wenn....dann, aber auch „nur“ ein Bild für Mama oder Papa malen, alles ist hier möglich.

Im Experimentierraum gibt es farbige Glasnuggets, unterschiedliche Waagen, Mikroskope, Lupen, einen Lichttisch und alte technische Geräte zum auseinander nehmen. Dort darf man all das, was zu Hause nicht unbedingt erwünscht ist. Zum Beispiel das Telefon auseinanderschrauben oder den Fön umfunktionieren.

Wir bieten unterschiedliche Experimente an.

Wir beobachten intensiv das Wetter, haben Wetter-symbole und hängen sie an die Kalenderwand und

ermöglichen den Umgang mit technischen und elektrischen Geräten.

In „100 Sprachen“ denken und kommunizieren Kinder bei uns, sie sammeln Erfahrungen in ihrer Umwelt und verarbeiten sie.

Ein Kind ist aus hundert gemacht.

Ein Kind hat hundert Sprachen, hundert Hände, hundert Gedanken,

hundert Weisen zu denken, zu spielen und zu sprechen.

Immer hundert Weisen zuzuhören zu staunen und zu lieben

hundert Weisen zu singen und zu verstehen

hundert Welten zu entdecken

hundert Welten zu erfinden

hundert Welten zu träumen.

Ein Kind hat hundert Sprachen.

Doch es werden ihm neunundneunzig geraubt.

Die Schule und die Umwelt trennen ihm den Kopf von dem Körper.

Sie bringen ihm bei, ohne Hände zu denken, ohne Kopf zu handeln, ohne Vergnügen zu verstehen, ohne Sprechen zuzuhören,

nur Ostern und Weihnachten zu lieben und zu staunen.

Sie sagen ihm, dass die Welt

bereits entdeckt ist und von hundert

Sprachen rauben sie dem Kind

neunundneunzig.

Sie sagen ihm, dass Spielen und die Arbeit

die Wirklichkeit und die Phantasie

die Wissenschaft und die Vorstellungskraft

der Himmel und die Erde

die Vernunft und der Traum Dinge sind, die

nicht zusammengehören.

Sie sagen also, dass es die hundert Sprachen

nicht gibt.

Das Kind sagt: „Aber es gibt sie doch.“

(Loris Malaguzzi, Reggio Emilia 1985)

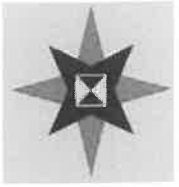


Beim Verlassen des Drei-Käse-Hoch sollen unsere Kinder ihre hundert Sprachen als selbsttätige, kommunizierende, entdeckende und konstruierende Kinder mit in die Schule nehmen.

Die Jungs

10 Jahre Quäker-Hilfe Stiftung

Redebeitrag von *Lutz Caspers*, Beauftragter der Quäker-Hilfe Stiftung
auf der Veranstaltung zum 10jährigen Bestehen der Stiftung im NBH Mittelhof am 19.10.2007



Zwei Stifter schließen sich Mitte der 90er Jahre zusammen:

- das American Friends Service Committee, d.h. das amerikanische Quäker Hilfswerk, das seit 1917 besteht und maßgeblich an der Kinderspeisung nach beiden Weltkriegen in Deutschland beteiligt war
- und die Quäker-Hilfe, ein eingetragener Verein der Quäker in Deutschland, der vor 40 Jahren gegründet wurde.

Um das Sein und Handeln der Quäker im Deutschland nach den Weltkriegen, aber auch weltweit in Erinnerung zu rufen, begann die Arbeit der Stiftung mit einer Ausstellung, die im Historischen Museum in Berlin unter großer und bundesweiter Anteilnahme in den Medien vom damaligen Bundespräsidenten, Roman Herzog, eröffnet wurde. Aufgrund von Mitteln aus dem ehemaligen Marschallplan war es uns möglich, ehemalige Helfer vor allem aus den USA und England einzuladen und zu Wort kommen zu lassen. Als Titel der Ausstellung wurde STILLE HELFER gewählt. Der Titel entstammt einer Rede anlässlich der Verleihung des Friedensnobelpreises 1947, in der es hieß: „Die Stille Hilfe der Namenlosen für die Namenlosen, ist der Beitrag der Quäker für die Förderung der Bruderschaft unter den Nationen..“

Die Ausstellung zeigte die Entstehung der Religiösen Gesellschaft und ihre von Anfang an sichtbare Auffassung, ihren Glauben leben zu wollen. In Deutschland kam es zu ersten Hilfsaktionen in Napoleonischer Zeit und dann wieder nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1871, wo übrigens als Erkennungsmerkmal, der Quäker-Stern zum ersten Mal auftauchte. Zwölf Jahre vorher war ein anderes Erkennungsmerkmal aufgetaucht: das Rote Kreuz. Was beide unterschied, war: das Rote Kreuz war damals in erster Linie für die verwundete Soldaten zuständig. Dunant hatte das Elend auf dem Schlachtfeld von Solferino erlebt. Die Quäker jedoch konzentrierten sich auf die betroffene Zivilbevölkerung.

Wir wissen, dass bei allen Kriegen des 20. Jahrhunderts die zivile Bevölkerung weit mehr betroffen war als die kämpfende Truppe. Über viele Einzelheiten berichtet das MAGAZIN, ein Informationsheft des Historischen Museums zur Ausstellung. Die Ausstellung wanderte dann durch mehr als 20 Städte, wurde u.a. auch im Bundeshaus in Bonn gezeigt mit Ansprachen von Vertretern der führenden Parteien. Dann aber auch in Dresden, denn anfänglich war Hilfe auch in der sowjetischen Besatzungszone möglich. Einmal kam in einem Altenheim, in der die Ausstellung gezeigt

wurde, eine ältere Dame auf mich zu, um mir zu sagen, sie hätte nach dem ersten Weltkrieg Quäkerspeisung bekommen und hätte nach dem zweiten Weltkrieg zu den Helferinnen gehört.

Mir war das ein gutes Symbol für ein persönliches Weitergeben der Hilfe. Für mich interessant war, dass nicht nur, wie erwähnt, ehemalige Helfer zu Worte kamen, sondern auch fast alle Oberbürgermeister über persönliche Erfahrungen mit der Quäkerspeisung berichten konnten.

Als Bundespräsident Herzog die Ausstellung STILLE HELFER 1995 in Berlin eröffnete, erinnerte er ich auch an die Quäkerspeisung, wie er sie erlebt hatte und meinte humorvoll, er habe zu den Auserwählten gehört, die damals die Essenskübel transportieren durften – und er werde den Quäkern für immer dankbar dafür sein, dass er deshalb täglich jeweils zehn Minuten Unterricht versäumen konnte. Ehrlich gesagt: das war eigentlich nicht primäres Ziel der Quäkerspeisung.

Die Ausstellung ging dann anschließend in die USA und wurde dort zuletzt im Deutschen Haus in New York gezeigt. Dort kam es zu einem sonderbaren Austausch von Dankesworten, wozu vorausgeschickt werden muss, dass die Quäker in Amerika durchaus nicht immer einer Meinung mit ihrer Regierung sind, wie Sie sich vielleicht denken können. Der deutsche Konsul dankte den Quäkern für die Hilfsarbeit, die diese nach den Weltkriegen in Deutschland geleistet hätten. Darauf dankte die Vertreterin der Quäker dem deutschen Konsul dafür, dass sich die deutsche Regierung nicht am Krieg der USA im Irak beteiligen wollte, dem ja die UNO nicht zugestimmt hatte. Das kam für mich und sicher auch den Konsul überraschend. Es war die Zeit vor Ausbruch des Krieges im Irak, über dessen Folgen wir leider täglich in den Medien informiert werden.

Quäkerspeisung – Hilfsarbeit im Nachkriegsdeutschland. Auch wenn das heute schwer zu glauben ist: auch ich habe einmal Quäkerspeisung in meinen ersten beiden Schuljahren bekommen, nachdem man zum Entsetzen meiner Mutter festgestellt hatte, dass ich unterernährt sei. Erst viel später wurde mir bewusst, wie wichtig diese zusätzliche Ernährung für junge Menschen damals war, für Menschen, die Ende der 30er, Anfang der 40er Jahre in Deutschland geboren wurden.

Bei meinen Klassenkameraden habe ich einmal eine Umfrage gestartet und die Feststellung gemacht, wie

unterschiedlich Sechs-, Siebenjährige jene Speisen gemocht haben. Der eine mochte die Erbsensuppe, der andere die Schokoladensuppe – alle mochten wir die Rosinenbrötchen. Zu Weihnachten 1946 gab es kleine Tafeln Schokolade, die, vielleicht von der Quäkerfirma Cadbury in England gestiftet worden waren. Laut Zeitungsnotiz musste die Schokolade vor der Verteilung durchgebrochen werden, damit sie nicht auf dem Schwarzmarkt landete.

Zu den Rosinenbrötchen schrieb eine meiner Klassenkameradinnen: „Am Mittwoch gab es Kakao und ein großes Rosinenbrötchen. Da konnte ich vor lauter Vorfreude kaum dem Unterricht folgen.“ Und ein Klassenkamerad erinnerte sich: „Einmal in der Woche wurde als begehrte Delikatesse zusätzlich ein Rosinenbrötchen verteilt, aber nur an besonders unterernährte Kinder.“

Wer bekam Quäkerspeise? Wir wurden damals untersucht und in Kategorien eingeteilt. Kind war nicht gleich Kind. Es gab Kinder in vorzüglichem Gesundheitszustand, leicht unterernährte, ausgesprochen Unterernährte, schwer Unterernährte und anderes mehr. Ich erinnere mich, dass bei uns das Kriterium war: nur die, bei denen bei schräg auffallendem Licht die Rippen zu sehen waren, wurden zur Quäkerspeisung zugelassen. Das Ergebnis der ärztlichen Untersuchungen wurde alle 3-4 Wochen überprüft. Ich finde das absolut faszinierend. Es wurde exakt festgesetzt - dabei beziehe ich mich auf Angaben aus der Zeit nach dem ersten Weltkrieg - wer was bekäme, und da wurden auch ungeborene Kinder einbezogen, indem schwangere Mütter 120% einer Ration, Kinder von 6-17 Jahren 100% und Kleinkinder 60% der Ration bekamen.

Die Rationen waren genau ausgerechnet und sollten 360 Kalorien enthalten, die die Kinder zusätzlich brauchten. Also mixte man aus Kakao, Zucker, Milch, Reis, Mehl, Erbsen etwas, das genau 360 Kalorien enthielt.

Auch für die Zeit von 1946-48 liegen Kochanweisungen und Speisefolgen vor: z.B. für eine Person Erbsensuppe: 34,5g Erbsen, 19,5 g Kartoffeln, 5g Mehl, 10g Trockenei, dazu 69g Suppenmehl und 10g Fett. Wie konnte man 34,5g Erbsen und 19,5g Kartoffeln genau abwägen? Nun, es ging immer um hunderte von Portionen, da war das kein Problem.

Eines ist mir aber wichtig: jedes Lexikon weiß um die Quäkerspeisung, und wir wissen es, soweit wir davon profitiert haben. Das war ja auch wichtig zum Überleben, bzw. um Wachstumsschäden vor allem bei kleinen Kindern zu vermeiden.

Das war nur ein Teil der Hilfsarbeit der Quäker. Britische Quäker betreten das KZ Bergen-Belsen vier Tage

nach der Befreiung, um dort Hilfe zu leisten; Quäker errichteten Nachbarschaftsheime. Darauf gehe ich nachher ein. Mein Schwager in Hannover wohnt in einer Siedlung, die Anfang der 50er Jahre mit AFSC - Geldern unterstützt worden war. Jede Familie war gehalten, zwei Flüchtlingsjünglinge aufzunehmen. Es gab sehr viel mehr Beispiele für Hilfe durch die Quäker im Nachkriegsdeutschland. Erwähnen möchte ich auch, dass die Helfer vor allem in Großbritannien und den USA massive Vorwürfen aus ihrer Bevölkerung bekamen, weil sie mit dem Feind zusammenarbeiteten.

Sowohl Reichspräsident Ebert nach dem ersten Weltkrieg als auch Bundespräsident Theodor Heuß nach dem zweiten Weltkrieg schickten Dankbriefe an die Quäker und erst der Bundespräsident Herzog, dann sein Nachfolger Rau, übernahmen die Schirmherrschaft für die Ausstellungen zunächst in Deutschland, dann in den USA.

NACHBARSCHAFTSHEIM(E) – hier in Berlin als erstes der Mittelhof wurde von 1947-1949 auf Initiative des AFSC, des CVJM und der amerikanischen Mennoniten im Nachkriegs-Deutschland gegründet.

Es ging bei der Gründung nicht allein um materielle Hilfen für Notleidende, sondern um die Lösung sozialpädagogischer Aufgaben bei Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. Initiative, Verantwortungsbewusstsein, Toleranz und Kontaktfähigkeit sollten entwickelt werden.

Ein Papier von 1953 nennt 14 verschiedene Aktivitäten des Nachbarschaftsheim Mittelhof, spricht von 13 hauptamtlichen und 30 freiwilligen Helfern.

Ein Bericht aus dem gleichen Jahr spricht von 5400 monatlichen Besuchern - (von 3300 Erwachsenen, alten Menschen u.a., 500 Kindern, 1000 Jugendlichen, 500 Studenten), das entspricht einer täglichen Besucherzahl von ca. 180 Besuchern (bei siebentägigem Betrieb) und zeigt die große Nachfrage damals.

Ursprung war die Settlement Bewegung, 1880 in England begründet. Als Gemeinsamkeit wird genannt „freundliche Stätten für Menschen aller Klassen und Altersgruppen, ohne Unterschied des Glaubens, der Rasse und der sozialen Stellung.“

Nachbarschaftsheime gab es außer hier im Mittelhof an verschiedenen andern Orten in Berlin, die aber nicht alle von Quäkern gegründet wurden. Von Quäkern gegründet wurden Nachbarschaftsheime in Braunschweig, Darmstadt, Frankfurt, Köln und Wuppertal.

„Begegnung mit dem Mitmenschen“ war ein Motto. Ein anderes: „offen sein für alle Menschen, Achtung

und Verantwortungsbewusstsein dem Nächsten und der Gemeinschaft gegenüber wecken, dem Einzelnen Wege zur Selbsthilfe zeigen.“.

Sehr aufwendig hat dieses Haus zum 40jährigen Bestehen eine Dokumentation herausgegeben. Ich denke, dass die Bewegung der Freizeitheime in der Bundesrepublik diesen Gedanken in den 70er Jahren aufgegriffen hat, die allerdings - wenn ich an meine kleine Heimatstadt denke - nach einigen Jahren ihre Arbeit wieder einstellten. Nicht so der Mittelhof und einige andere Heime, die immer noch unter dem Namen „Quäker“ bekannt sind.

Was ich insgesamt an Materialien habe:

1. Rundbrief des NBH 2007 mit einem Redebeitrag zum 60jährigen Beste hen..., 3 Seiten lang (Text, den Du in der Zeitung fandest)
2. Ein Heft „Deutsche Nachbarschaftsheime“ von 1950
3. Ein Flugblatt „Was will es“ vom NBH Mittelhof
4. Idee und Aufbau der NBH, Mai 1953

5. Das Nachbarschaftsheim (Frankfurt Bockenheim, Mai 1963)
6. Flugblatt „Begegnung mit dem Mitmenschen“ mit Auflistung der NBH 1963/64
7. Unsere Nachbarschaftsheime. Verband Deutscher NBH 1960/1 (36 Seiten)
8. Unsere Nachbarschaftsheime (1963/64) (36 Seiten)
9. Bericht von Miss Lillie Peck über die Settlement - Bewegung, Juli 1949
10. Die Arbeit der Nachbarschaftsheime in Deutschland (1957)
11. Das Nachbarschaftsheim als Ausgangspunkt für soziale Arbeit im Gemeinwesen. Mai 1965
12. Referat über die Nachbarschaftsheimarbeit in England (September 1965)
13. „Was wir als nächstes tun müssen. 75 Jahre Settlement - Bewegung“ von Margaret Berry, Vorsitzende des US Verbandes...
14. Rundbrief 1/1972. Roland Warren: Ursachen und Möglichkeiten von Gemeinwesenarbeit...
15. Treffpunkt Mittelhof. März 1966
16. 40Jahre Mittelhof. Dokumentation 1947-1987 (128 Seiten)

Einige Merkmale der Quäkerhilfsarbeit

1. Unseren Glauben leben

Die Mitglieder der Religiösen Gesellschaft der Freunde, deren Hilfsorganisation die Quäker-Hilfe ist, sehen in jedem Menschen etwas von Gott. Deshalb versuchen sie, die Würde eines jeden zu achten. Ziel der Hilfsarbeit ist, unmenschliche Zustände zu bekämpfen sowie zur Versöhnung beizutragen und Menschen zum eigenen Handeln zu ermutigen und zu befähigen.

2. Einmütigkeit

Bei der Quäker-Hilfe werden Entscheidungen nach Quäker-Art getroffen. Dies bedeutet, daß alle Entscheidungen einmütig gefaßt werden. Alle Mitglieder tragen Entscheidungen mit und fühlen sich für die Umsetzung verantwortlich

3. Friedens- und Versöhnungsarbeit

In der Welt des anfangenden 21. Jahrhunderts wird Hilfsarbeit in vielen Ländern durch gewaltsame Konflikte beeinträchtigt. Die langjährige Erfahrung der Quäker in der Versöhnungsarbeit und in der Gewaltprävention ist vielerorts gefragt. Durch ihren jahrzehntelangen Einsatz für sozial und wirtschaftlich benachteiligte Menschen in vielen Erdteilen und für ihren bedingungslosen Einsatz für den Frieden genießen Quäker großes Vertrauen in der deutschen Gesellschaft und in der ganzen Welt. Auch der Quäker-Hilfe wird dadurch viel Vertrauen entgegengebracht Solches Vertrauen ist eine Voraussetzung wirkungsvoller Arbeit in Konfliktsituationen

4. Unabhängigkeit

Die Quäker-Hilfe ist in jeder Hinsicht unabhängig. Daher kann sie ohne Rücksicht auf staatliche, ideologische oder wirtschaftliche Interessen ihre Arbeit so gestalten, daß sie benachteiligten Menschen und Opfern von Gewalt zugute kommt.

5. Partnerschaft

Das Hilfs- und Friedensengagement der Quäker strebt eine Kombination aus konkreter Hilfe für die Menschen vor Ort und Lobbyarbeit bei den Mächtigen an. Der Austausch mit Quäkerorganisationen weltweit und mit anderen Organisationen wie Brot für die Welt und Aktion Sühnezeichen ist sehr wichtig. Durch die Partnerschaft mit amerikanischen und britischen Quäkerorganisationen (AFSC und QPSW) kann die deutsche Quäker-Hilfe auch Projekte unterstützen, die sie allein nicht tragen könnte.

Zwischenbericht aus dem Projekt "Community Care" (Stand Mai 2007)

- Alt werden in Nachbarschaft -

Klaus Pawletko

2. Projektjahr

Das Projekt wird durch die Stiftung Deutsches Hilfswerk aus Mitteln der ARD-Fernsehlotterie gefördert. Es wird begleitet durch den Verein Freunde alter Menschen und wird realisiert in Zusammenarbeit mit dem Verband für sozial-kulturelle Arbeit.

1. Übersicht

Projektbeginn war der 1. Juni 2005.

An allen drei Projektstandorten (Berlin, Köln und Wiesbaden) sind von den jeweiligen Trägern Personalstellen auf der Basis von 20 Std./Woche geschaffen worden, die mit externen MitarbeiterInnen besetzt wurden. In Berlin ist die erste Mitarbeiterin durch einen neuen Mitarbeiter ersetzt worden.

Die Gesamtkoordination der Einzelprojekte wird in Kooperation vom Verband für Sozialkulturelle Arbeit und dem Verein Freunde alter Menschen e.V. (auf der Basis eines Werkvertrags) geleistet.

Die Projektinterne Kommunikation basiert auf regelmäßigen Treffen der Projektteilnehmer (im Projektzeitraum 2006/2007: 14.09.06, 29.03.07), Rundschreiben (meist per E-Mail) an alle Projektteilnehmer und anlassbezogenen (Beratungs-) Gesprächen mit Einzelprojekten.

Für den Standort Berlin wurde auch bereits zwei Mal die persönliche Beratung des Koordinators – unter anderem bei einem Verhandlungsgespräch mit einer Wohnungsbaugesellschaft – in Anspruch genommen.

An allen drei Standorten gibt es mittlerweile intensive Kontakte zu Wohnungsunternehmen, die zum Teil (Wiesbaden, Berlin) auch bereits auf der Basis von schriftlichen Kooperationsvereinbarungen funktionieren.

Als Basis einer gemeinsamen Öffentlichkeitsarbeit ist von der Projektkoordination eine Webseite kreiert worden, die auch über die einzelnen Standorte informiert. Die Nutzung durch die einzelnen Projektstandorte ist dabei sehr unterschiedlich. Die Pflege der eigenen Seite scheint – trotz ausführlicher Unterrichtung durch den Webmaster von „Freunde alter Menschen“ - schwierig zu sein.

II. Die Entwicklung in den Einzelprojekten

II.1. Berlin (NBH Schöneberg)

Unter der Trägerschaft des Nachbarschaftsheims Schöneberg e.V. ist Mitte des Jahres 2005 das Modellprojekt „Alt werden in der Nachbarschaft – Community-Care“ angelaufen. Das Projekt verfügt ab Mai 2007 über insgesamt 3 MitarbeiterInnen:

- Markus Fleischmann als Koordinator, direkt finanziert aus Projektmitteln
- Susanne Jennrich, seit November 2006 mit 30 Stunden beim NBH angestellt und über den Beamtenwohnungsverein finanziert
- Susanne Reichert, ab Mai 2007 mit 30 Stunden beim NBH angestellt und über die Wohnungsbaugenossenschaft „IDEAL“ finanziert.

II.1.1 Profil der MitarbeiterInnen

Das Profil der im Community-Care-Kontext beschäftigten MitarbeiterInnen in Berlin unterscheidet sich deutlich von dem der Mitarbeiterinnen an den beiden anderen Standorten:

- Der Projektmitarbeiter ist ausschließlich koordinierend tätig und hat bestenfalls am Rande Kontakt zum betreuten Klientel (den alten MieterInnen). Seine Hauptaufgabe besteht in der Akquisition von neuen potentiellen Partnern im Bereich der Wohnungswirtschaft, wobei er in entscheidenden Phasen von der Geschäftsführung begleitet/unterstützt wird, was dem jeweiligen Angebot zusätzliches Gewicht/Prestige verleiht. (Ein derart aktives „Einmischen“ der Geschäftsführungen ist von den anderen Projektstandorten nicht berichtet worden.)
- Die beiden Mitarbeiterinnen, die „an der Basis“ arbeiten, setzen umfangreichere Vorgaben um, als ursprünglich im Projektantrag vorgesehen waren. Insbesondere der Einbezug von „klassischer“ Mieter-Sozialarbeit (z.B. Schuldnerberatung) unterscheidet das Tätigkeitsprofil der Berlinerinnen von dem Profil an den beiden anderen Standorten.

II.1.2 Kooperationen mit Wohnungsunternehmen

II.1.2.1 Kooperation mit der GSW:

Das NBH versucht weiterhin, die Kooperation mit der GSW, die bereits seit längerem besteht, in das Projekt zu integrieren.

Bisherige Zusammenarbeit

Seit dem 1.7.2000 ist das Nachbarschaftsheim Schöneberg e.V. Service-Partner der GSW.

Vom 1.7.2002 an hat das Nachbarschaftsheim Schöneberg regelmäßige Beratungen im Seniorenwohnhaus Niebuhrstrasse und ab dem 1.1.2003 in der Lise-Meitner-Strasse durchgeführt. Das Engagement hat zu einer Verbesserung der Wohnsituation für die Mieter in beiden Häusern geführt und daraus folgend verringerte sich der Leerstand in beiden Objekten. Die Mieter hatten einen zuverlässigen Ansprechpartner, der auf allen Ebenen der Sozial- und Pflegeberatung Hilfestellungen geben konnte.

Leider haben sich die Erwartungen des Nachbarschaftsheim Schöneberg bezüglich einer Refinanzierung des Engagements durch die Akquisition von neuen Kunden für die Sozialstationen nicht erfüllt, so dass im Sommer des Jahres 2004 um eine Finanzierung des Angebotes von Seiten der GSW gebeten wurde (ohne Erfolg).

Ein Treffen, um über einen finanziellen Ausgleich zu sprechen, kam Ende des letzten Jahres zustande. Der zuständige Mitarbeiter, Herr Fleischmann erneuert das Angebot beinahe in Monatszyklen, bislang allerdings ohne erkennbaren Fortschritt.

Das Angebot des NBH im Rahmen des Community Care - Projekts besteht aber immer noch und sieht folgende Module vor, die auch für die Mitarbeiterinnen der beiden anderen Projektstandorte interessant sein können bzw. von diesen bereits angeboten werden.

Module:

1. Beratung in Seniorenwohnhäusern: Je nach Bedarf findet Sozialberatung oder Beratung zu Pflege und Betreuung statt

2. Mieter mit erhöhtem Betreuungsbedarf, werden betreut und begleitet, durch frühzeitiges Erkennen einer Notlage können adäquate Hilfen vermittelt und eingeleitet werden. (z.B. Selbsthilfe, Betreuungsverein, Hospiz)

3. Wohnungsinteressenten/Neue Mieter werden bei Wohnungsbesichtigungen, bei der Vermittlung von Hilfen beim Einzug und bei der Einführung in die bestehende Hausgemeinschaft unterstützt, betreut und begleitet.

4. Kontakt mit der zuständigen Geschäftsstelle, es sollen regelmäßige Treffen stattfinden, um die zuständigen Geschäftsstellen über die aktuellen Geschehnisse in den Häusern zu unterrichten.

5. Aufbau von Strukturen Ehrenamtlichen Engagements, Kontakt und Sympathien zwischen den Bewohnern vermitteln, gemeinsame Interessen herausarbeiten, aktive Bewohner zu Engagement ermutigen und dieses fördern, regelmäßige Gruppen initiieren z.B. Skat spielen, Malen, etc.

6. Öffentlichkeitsarbeit, Heranführen und Verfestigen der Institution Seniorenwohnhaus im Gemeinwesen des Kiezes, Öffentlichkeit erzeugen, Kontakt mit anderen Institutionen z.B. Kirchengemeinden aufnehmen, gemeinsame Aktionen planen und durchführen.

7. Kultur- und Freizeitangebot, Organisation von sozialkulturellen Angeboten wie Ausflügen, Theaterbesuchen, Konzertbesuchen, Kaffeerunden etc.

Das Ziel all dieser Angebote ist die Ermöglichung lebenslangen Wohnens in dem Seniorenwohnhaus. Um diesen Anspruch auch einlösen zu können, hat das NBH verschiedene Varianten entwickelt, die im Folgenden kurz dargestellt werden:

Variante 1: Betreute Wohngemeinschaften

Die Installation einer betreuten Wohngemeinschaft wäre eine Chance dies zu verwirklichen. Das Nachbarschaftsheim Schöneberg e.V. hat seit Jahren Erfahrung im Aufbau und in der Betreuung von ambulant betreuten Wohngemeinschaften.

Ein Mieter, der sich in seinem Appartement selbst nicht mehr versorgen kann, hat die Möglichkeit, innerhalb des Hauses in die betreute Wohngemeinschaft umzuziehen und somit in seiner vertrauten Umgebung zu bleiben. Die Versorgung der Bewohner in der Wohngemeinschaft ist durch die Anwesenheit von mindestens einer Pflegeperson der Sozialstation Friedenau (Einrichtung des NBH) rund um die Uhr gewährleistet.

Vorteile:

1. Mieter bleiben erhalten
2. Etwa 8-10 Whg. permanent vermietet
3. 24 Stunden Anwesenheit von Pflegepersonal im Haus
4. Lebenslanges Wohnen möglich

Voraussetzung:

Ein abgeschlossener Wohnbereich, bereitgestellt durch die Wohnungsunternehmen muss für die Wohngemeinschaft zur Verfügung stehen:

1. Gemeinschaftsraum
2. Große Küche
3. Barrierefreie Bäder
4. Bewohnerzimmer

Variante 2: Servicewohnen im Seniorenwohnhaus

Ein attraktives Angebot in den Seniorenwohnhäusern kann auch durch den Abschluss von Betreuungsverträgen gesichert werden. Diese würden mittelfristig eine Finanzierung des Beratungs- und Betreuungsangebotes von Seiten der Mieter ermöglichen. Die Betreuungsverträge werden zwischen dem Mieter und dem Nachbarschaftsheim Schöneberg in seiner Rolle als Partner der Wohnungsbaunternehmen abgeschlossen. Der Betreuungsvertrag ist Teil des Mietvertrages.

Die möglichen Angebote des Servicewohnens differenzieren sich in Grund- und Wahlleistungen die dargestellt werden.

Die Servicepauschale, ist bei Abschluss eines Betreuungsvertrages monatlich zu entrichten. Sollten Wahlleistungen in Anspruch genommen werden, erhöht sich der monatliche Beitrag entsprechend.



v.l.n.r.: Georg Zinner (NBH), Susanne Jennrich (NBH), Christine Slotosch (BWV) und Gerhard Lindhorst (Vorstand BWV) Foto:

II.1.2.2 Der Beamten-Wohnungs-Verein zu Köpenick eG

Seit dem 1. Juli 2006 bietet der Beamten-Wohnungs-Verein zu Köpenick eG seinen Mitgliedern ein zusätzliches Serviceangebot im sozialen Bereich an. Hierfür stellt das NBH die Sozialarbeit, das professionelle Know-how und die vorhandenen Netzwerke zur Verfügung.

Den Mitgliedern des BWV zu Köpenick eG werden vielseitige Angebote im sozialpädagogischen und sozialarbeiterischen Bereich mit einem an Stärkung des Gemeinwesens orientierten Schwerpunkt unterbreitet.

Mitgliedern mit Unterstützungsbedarf, z.B. bei Mietschulden, mangelnder Barrierefreiheit des Wohnraums, zur Bewältigung des Lebensalltags bei Behinderung, Krankheit oder Altersgebrechlichkeit wird durch Beratung und durch die Vermittlung professioneller und ehrenamtlicher Hilfe geholfen.

Als zentrale Anlaufstelle dient das sog. Gemeinschaftshaus im Bezirk Marienfelde, das als Zentrum für kul-

turelle und soziale Aktivitäten fungiert. Hier werden Angebote für die ganze Familie gemacht, wie z.B. Eltern-Kind-Gruppe, Kinderturnen etc.

Seit Februar 2007 ist in einem zweiten Bezirk (Schmargendorf) ein weiterer Nachbarschafts-Treff des BWV eröffnet worden, der ebenfalls von einer Sozialarbeiterin des NBH „bedient“ wird.

Als erste Angebote werden dort etabliert:

- Computerkurse
- Hausaufgabenbetreuung
- Jugendtreffs
- Spiel-Nachmittage

Hieraus wird ansatzweise deutlich, dass das NBH den Projektansatz bewusst um die familiäre Dimension erweitert hat und alle Mieter als Empfänger der „Community-Care“-Angebote im Visier hat. Ohne dieses Vorgehen zu bewerten wird aber deutlich, dass scheinbar dieses umfangreiche Spektrum zu einer Finanzierung durch die Wohnungsunternehmen beigetragen hat. Es soll dabei nicht unterschlagen werden, dass dabei auch noch zufällige Ereignisse – wie die vorherige Entlassung zweier Mitarbeiter aus dem Gemeinschaftshaus durch die Wohnungsbaugesellschaft – einen Einfluss hatten.

II.2. Quäker Nachbarschaftsheim Köln

Entwicklung des Projektes CC „Alt werden in Nachbarschaft“ von September 06 bis Mai 2007:

II.2.1: Kontakt- und Netzwerkpflege

Durch eine regelmäßige Teilnahme an runden Tischen wie der „AG Zukunft und Alter“ und dem „Runden Tisch der Altenarbeit für den Bezirk Innenstadt“ wurden die Kontakte zu den Seniorenberatern der Wohlfahrtsverbände (DRK, Diakonie), der Stadt Köln und anderen Einrichtungen und Interessenvertretungen alter Menschen (Freiwilligen Agentur) gepflegt. Auch die regelmäßige telefonische Kontaktpflege mit anderen sozialen Einrichtungen wie der Kölner Freiwilligen Agenturen oder Ärzten gehören zu den täglichen Aufgaben.

II.2.2: Ausbau der Besuchsdienste

Durch die Kontakte zu Seniorenberatern, Ärzten, der Stadt Köln und durch Angehörige von hilfsbedürftigen Menschen, wird die Projektmitarbeiterin, Frau Claudia Hansen, auf alte Menschen aufmerksam, die sich über Besuche freuen und die Hilfen im Alltag benötigen, um zu Hause leben zu können. In den letzten Monaten konnten für sieben ältere Menschen ein freiwilliger Mitarbeiter vermittelt werden, der zu ihnen nach Hause kommt und ihnen Zeit schenkt. Die Kontakte werden sorgfältig vorbereitet, z.B. durch Gespräche mit beiden Seiten.

Neben Gesprächen und dem Spielen von Gesellschaftsspielen, begleiten die Engagierten die Senioren beim Einkaufen und Spaziergehen, bei Arztbesuchen und zu kulturellen Veranstaltungen oder nehmen ihnen Einkäufe ab.

Bei den Kontakten haben sich sehr nette Beziehungen entwickelt. Die Besuchenden profitieren selbst von den Besuchen und berichten bei dem Projekt-Frühstückstreffen von ihren Erfahrungen.



Projektmitarbeiterin Claudia Hansen mit einer Freiwilligen

II.2.3: Akquirierung und Begleitung von freiwillig Engagierten

Nachdem Anfang 2007 ein weiterer Anlauf gestartet wurde, um durch Inserate noch einmal Menschen zu gewinnen, die sich im Projekt engagieren möchten, kann das Projekt nunmehr auf einen Stamm von 12-15 Freiwilligen zurück greifen.

Nach Möglichkeit treffen sich die Freiwilligen im Abstand von 2 Wochen zu den Projekt-Frühstückstreffen, bei dem die Betreuungen besprochen werden, wie auch Fragen und Probleme, die mit den Besuchen verbunden sind.

Bei den Frühstückstreffen werden die freiwilligen Mitarbeiter auch über aktuelle Entwicklungen im Projekt informiert und es werden kurze Referate gehalten zu Themen, die sie interessieren und/oder die mit der Arbeit zusammen hängen (Wohnen im Alter, Arbeit im Ehrenamt, Themenzentrierte Interaktion)

II.2.4: Bewohnerbefragung in den Seniorenwohnhäusern der GAG und damit verbundene Maßnahmen:

Nachdem im August 2006 die Befragung in den Seniorenwohnhäusern durchgeführt wurde und bei dem letzten Treffen die ersten Eindrücke vermittelt wurden, stand eine detaillierte Auswertung an, deren Ergebnisse mittlerweile bekannt sein dürften.

Nach einem weiteren Treffen mit der beteiligten Wohnungsbaugesellschaft und einer Bewohnerversammlung, die Anfang des Jahres stattfand, wurden folgende Aktivitäten geplant:

- Öffnung des Gemeinschaftsraumes an einem bestimmten Tag der Woche, damit sich die Bewohner unverbindlich zum Kaffeetrinken und Spielen treffen können.
Die Bewohner wurden durch ein Anschreiben über das Angebot informiert und die Rahmenbedingungen (Schlüsselverwaltung durch eine Bewohnerin) organisiert.
Das Angebot wurde von den Bewohnern bei den ersten Treffen gut angenommen, jedoch sieht der Seniorenclub, der sich mittwochs in diesen Räumen trifft, den „Offenen Treff“ als Konkurrenz.
- Für die Bewohner werden wie gewünscht regelmäßige Veranstaltungen zu interessanten Themen stattfinden. Für Mai ist ein Referent der Kölner Kriminalpolizei eingeladen, der einen Vortrag zu „Sicherheit im Alter“ hält. Die Bewohner sollen in die Planung aktiv mit einbezogen werden.
- Neue Mieter sollen in die Hausgemeinschaft eingeführt werden, z.B. durch die Teilnahme am „Offenen Treff“ oder „Seniorenclub“.
- Zur Verbesserung des nachbarschaftlichen Miteinanders ist ein „Frühlingsfest“ geplant.
- Weiterhin steht die Projektmitarbeiterin den Bewohnern für Beratungen und die Vermittlung von Dienstleistungen zur Verfügung, jedoch nicht zu festen Sprechzeiten. Es wird befürchtet, dass dies bei den Bewohnern Erwartungen wecken könnte, die langfristig nicht erfüllt werden können.
- Vermittlung von diversen Angeboten die im Quäker Nachbarschaftsheim stattfinden.

II.2.5: Öffentlichkeitsarbeit

Weitere Bekanntmachung des Projektes durch:

- Vorstellung des Projektes bei den Seniorenvertretern in Köln
- Auslegung von Flyern in Apotheken und bei Ärzten vor Ort
- Anschreiben der Sendung „Frau TV“ des WDRs, so wie der Zeitschrift „Kölner Leben“ und des Kölner Stadtanzeigers, mit der Bitte zur Vorstellung des Projektes.
Eine positive Resonanz gab es vom „Kölner Leben“.
- Kontaktaufnahme durch den WDR IV:
Der WDR plant für Juni im Radio eine Sendung, die sich mit Wohnen im Alter beschäftigt und in diesem Rahmen unentgeltliche Hilfen durch Besuchsdienste vorstellt.
Geplant ist nun ein Interview mit einer Dame, die regelmäßig Besuche durch eine Engagierte des Projektes erhält, so wie Begleitung bei Arztbesuchen und anderen Aktivitäten.

II.2.6: Kontaktaufnahme und Kooperation mit einer weiteren Wohnungsbaugesellschaft

Im Februar fand ein Treffen mit der GWG Ehrenfeld statt, die im gleichnamigen Stadtteil über 5000 Genossenschaftswohnungen verfügt und 2 Seniorenwohnhäuser mit ca. 50 Mietern gekauft hat.

Geplant ist nun, in den Seniorenwohnhäusern eine Befragung durchzuführen, um auch dort den Bedarf zu ermitteln, und auf dieser Grundlage unter Einbindung des nachbarschaftlichen Umfeldes Angebote zu planen.

Das Ziel für das letzte Projektjahr ist außerdem, ein attraktives Konzept für die GWG Ehrenfeld zu entwickeln, das Beratung, Hilfen und Betreuung für alte Menschen anbietet und somit zu einer Kooperation zwischen der GWG Ehrenfeld und dem Quäker Nachbarschaftsheim führt.

II.2.7: Planungen für das letzte Jahr des Projektes:

- o Fortsetzung der laufenden Aktivitäten (s.o.)
- o Forcierung einer Kooperation mit der GWG Ehrenfeld (s.o.)
- o Verselbständigung des Netzes, bzw. Anbindung an Träger

II.3. Nachbarschaftshaus Wiesbaden

Wegen einer längeren Erkrankung von Frau Haubert, der zuständigen Projektmitarbeiterin, übernahm Frau Wegerich vom NBH die Vertretung bei Terminen und der Hilfskoordination.

II.3.1 Die Entwicklung der Angebote

Nach der Genesung von Tanja Haubert wurde das Angebot „per Telefon zu Besuch“ von den Ehrenamtlichen im Projekt fortgeführt und ausgebaut. Bei den angerufenen älteren Bürgern (den Teilnehmern des „Telefonkreises“) ist das Angebot sehr beliebt. Unverändert hoch ist dennoch das Bedürfnis nach persönlichen Kontakten bei den Senioren.

Ab Oktober 2006 wurden daher die bestehenden Kontakte zu den Senioren, Ehrenamtlichen, Institutionen, Kirchen, in der Seniorenarbeit tätigen Professionellen etc. wieder aufgenommen und intensiviert.

Im Rahmen mehrerer Veranstaltungen -aber vor allem in Einzelkontakten- konnte der Bekanntheitsgrad von vorhandenen Hilfen und sozial-kulturellen Angeboten erhöht werden und teilweise gezielt vermittelt werden. Ebenso haben andere Teile des Netzwerkes „Gesprächskreis Seniorenarbeit in Biebrich“, Hilfebedarfe an die Projektmitarbeiterin weiter geleitet.

Als schwierig erwies sich bis heute die Kontaktaufnahme zu Menschen, die sehr isoliert leben. Zum einen ist es nicht einfach, von ihnen zu erfahren, wenn noch keine Hilfen installiert sind oder diese nicht an das Projekt oder andere Helfer vermitteln, zum anderen ist die Resonanz auf Flyer, Aushänge, Presse, Ankündigungen im Gottesdienst etc. gering und Kontakte mit der Nachbarschaft teilweise unerwünscht.

II.3.2 Befragung in der Wohnanlage

Dies bestätigte sich auch bei einer nicht repräsentativen Befragung in der Seniorenwohnanlage der Semmelweisstraße 1 - 5, die im Rahmen der Zusammenarbeit des Projektes mit einer Projektgruppe des Fachbereiches Soziale Arbeit, der Fachhochschule Wiesbaden im Mai durchgeführt wurde. Dennoch war sie im Zuge der Vorbereitung auf die Kooperation mit der Nassauischen Heimstätte, dem Vermieter der Seniorenwohnanlage, hilfreich bei der Einschätzung der Bedürfnisse, Versorgung, Schwierigkeiten, Zufriedenheit und Wünsche der Senioren. Diese Kooperation konnte durch guten Kontakt verstärkt werden. Durch das Projekt konnte z.B. die lange vom Projekt gewünschte Mieterversammlung kurzfristig organisiert werden.

II.3.3 Kooperation mit Wohnbaugesellschaften

Die Nassauische Heimstätte beginnt mittlerweile, die von Frau Haubert entdeckten und weitergeleiteten baulichen Mängel und Hindernisse in der Wohnanlage zu bearbeiten und z.B. eine marode Sitzgelegenheit im Hof für nachbarliche Treffs attraktiv zu gestalten. Es besteht außerdem Kontakt zu einer weiteren Wohnbaugesellschaft (GWW).

II.3.4 Öffentlichkeitsarbeit

Für den Frühsommer 2007 ist eine Beteiligung an dem UPJ-Projekt „Wiesbaden engagiert“ geplant, in dessen Rahmen Firmen interessierte Mitarbeiter einen Tag von der Arbeit freistellen, um Projekte zu unterstützen. In diesem Rahmen soll mit Beteiligung von Anwohnern, eine große Sitzecke nach deren Wünschen neu bepflanzt werden. Eine Woche später (30.06.2007) soll diese im Rahmen des 2. Nachbarschaftsfestes im Parkfeld, eingeweiht werden. Aktuell wurde Kontakt mit der Grundschule im Parkfeld aufgenommen, um ein Hilfs-/ Austauschprojekt anzubieten.

II.3.5 Entwicklungen und Ausblick

Zur Zeit gibt es keinen kostenfreien Einkaufsservice mehr. Es hat sich ein Helfer bereit erklärt, in Einzelfällen zu helfen.

Seit Januar 2007 hat das Projekt wöchentlich eine ein-
 einhalbstündige Sprechzeit im Büro der Semmelweis-
 straße 3. Das Angebot ist öffentlich und entsprechend
 im Parkfeld beworben. Die Resonanz ist sehr gut.
 Seit Februar findet im dortigen Gemeinschaftsraum
 monatlich ein gemeinsames „Frühstück mit Nachbarn“
 statt. Derzeit nehmen 12 Personen teil, unterstützt
 von einer Ehrenamtlichen.

III. Fazit und Ausblick

An allen drei Standorten ist die Kontaktaufnahme zu
 Wohnungsunternehmen zustande gekommen, wenn
 auch auf unterschiedlichen Hierarchie-Ebenen.
 Während Berlin (sehr deutlich) und Wiesbaden die
 Leitungsebenen – auch auf der Basis von Vereinba-
 rungen - eingebunden haben, gestalten sich die
 Kooperationsbeziehungen in Köln primär mit vor Ort
 tätigen Mitarbeitern.

Allen drei Projekten ist gemeinsam, dass sie als spezi-
 elle Zielobjekte sog. Seniorenwohnhäuser im Blickfeld
 haben. Für Köln und Wiesbaden stellen diese den
 Schwerpunkt der Arbeit dar, für Berlin sind sie mittler-
 weile ein eher marginaler Aspekt der Kooperations-
 bemühungen mit Wohnungsunternehmen.

In Berlin werden bereits erhebliche Summen der koo-
 perierenden Wohnungsbaugenossenschaften für die
 Anstellung von koordinierenden Sozialarbeiterinnen
 für das NBH Schöneberg zur Verfügung gestellt.

Dieser Erfolg ist zum einen dem umfangreichen Ange-
 bot des NBH Schöneberg geschuldet, das sein gesamt-
 es Angebotsspektrum in die Waage wirft – und damit
 den Projektrahmen erheblich erweitert. Zum anderen
 ist das Community-Care-Projekt auch erkennbar zur
 „Chefsache“ geworden, d.h. der Geschäftsführer des
 NBH Schöneberg ist an den relevanten Gesprächen
 mit Entscheidungsträgern der kooperierenden Woh-
 nungsbaugenossenschaften beteiligt.

Die Fortschritte an den beiden anderen Standorten
 (Wiesbaden und Köln) sind ebenfalls erfreulich, so-
 wohl was das Angebotsspektrum, die Kooperations-
 beziehungen (Netzwerk) als auch die Kontakte zu den
 jeweiligen Wohnungsunternehmen anbelangt.
 Allerdings scheint die – auf den ersten Blick – geringe
 „Fallzahl“ der von möglichen Maßnahmen profitieren-
 den alten Mieter den Unternehmen nicht auszurei-
 chen, über eine zumindest flankierende Finanzierung
 des „Community-Care-Angebots nachzudenken.
 Entsprechend ernst sind auch die Sorgen der beiden
 Projektmitarbeiterinnen, wie das begonnene Engage-
 ment und die aufgebauten Beziehungen denn nach
 der Projektphase aufrecht erhalten werden können.

Gemessen an der doch eher bescheidenen Ausstat-
 tung des Projekts sind die Ergebnisse nach dem zwei-
 ten Projektjahr doch erstaunlich positiv: An allen drei
 Standorten gibt es positive Resonanz der Wohnungs-
 wirtschaft und der potenziellen Kooperationspartner,
 an allen Standorten sind bereits freiwillig Engagierte
 involviert und an allen drei Standorten gibt es mittler-
 weile stabile Kontakte zu Zielgruppenmitgliedern.

Seit kurzem online und nachdrücklich zur Lektüre empfohlen:

Das Archiv mit den wichtigsten Artikeln aus 40 Jahre RUNDBRIEF des Verbandes für sozial-
 kulturelle Arbeit – zu finden unter <http://jugendserver.spinnrenwerk.de/~archiv> oder unter
<http://www.stadtteilzentren.de> - Menüpunkt: Rundbrief-Archiv.

Archiv Rundbriefe des Verbandes für Sozial - Kulturelle Arbeit e.V.



Hier auf dieser Seite finden Sie 40 Jahre sozial-kulturelle Arbeit
 = ein immenser Erfahrungsschatz.
 Eine (fast vollständige) Übersicht aller Artikel aus der Verbandszeitschrift
 Rundbrief von Heft 3, 1965 bis Heft 1, 2007

Über diesen Link können Sie die Inhaltsverzeichnisse und ausgewählte Rundbrief-Artikel
 selber aufrufen - zum einen handelt es sich um Artikel, an denen ein besonderes Interesse gebäuert wurde,
 zum anderen wird Schritt für Schritt alles eingescannt und präsentiert, was die Redaktionen wichtig findet.
 (Aktuelles Stand am 08.12.2007
 die Jahrgänge 1965 bis 2006 und die Sonderhefte sind "abgearbeitet")

Gesamtübersicht aller Inhaltsverzeichnisse der Rundbriefe

Sonderhefte und Beilagen		Sondernummer 1991							
Dieser Online-Liste: 81 - 91		Beilage 1995 - 1							
1965	1966	1967	1968	1969	1970	1971	1972	1973	1974
Heft 3	Heft 1	Heft 1-2	Heft 1	Heft 1	Heft 1-2	Heft 1	Heft 1	Heft 1/2	Heft 1
	Heft 2	Heft 3	Heft 2	Heft 2	Heft 3	Heft 2	Heft 2	Heft 3	Heft 2
	Heft 3	Heft 4	Heft 3/4	Heft 3	Heft 4	Heft 3/4	Heft 3	Heft 4	Heft 3/4
	Heft 4-5	Heft 5	Heft 5				Heft 4		
	Heft 6								
1975	1976	1977	1978	1979	1980	1981	1982	1983	1984
Heft 1	Heft 1	Heft 1	Heft 1	Heft 1	Heft 1	Heft 1	Heft 1	Heft 1	Heft 1
Heft 2	Heft 2	Heft 2	Heft 2	Heft 2	Heft 2	Heft 2	Heft 2	Heft 2	Heft 2
Heft 3	Heft 3	Heft 3	Heft 3	Heft 3	Heft 3	Heft 3	Heft 3	Heft 3	Heft 3
1985	1986	1987	1988	1989	1990	1991	1992	1993	1994
Heft 1	Heft 1	Heft 1	Heft 1	Heft 1	Heft 1	Heft 1	Heft 1	Heft 1	Heft 1
Heft 2	Heft 2	Heft 2	Heft 2	Heft 2	Heft 2	Heft 2	Heft 2	Heft 2	Heft 2
1995	1996	1997	1998	1999	2000	2001	2002	2003	2004
Heft 1	Heft 1	Heft 1	Heft 1	Heft 1	Heft 1	Heft 1	Heft 1	Heft 1	Heft 1
Heft 2	Heft 2	Heft 2	Heft 2	Heft 2	Heft 2	Heft 2	Heft 2	Heft 2	Heft 2
2005	2006	2007							
Heft 1	Heft 1	Heft 1							
Heft 2	Heft 2	Heft 2							

SEKIS Selbsthilfemarkt Rede am 08. September 2007



Liebe Gäste, sehr geehrte Frau Senatorin, liebe Kolleg/innen und Kollegen,

ich möchte mich auch im Namen meines Verbandes, des PARITÄTISCHEN Wohlfahrtsverbandes, Landesverband Berlin e.V. bei allen

Projekten und Gruppen bedanken, die diesen Markt ermöglicht haben und vor allem bei den vielen engagierten Bürgerinnen und Bürgern.

Unser Verband hat gleich zweierlei Zugang zum Thema Selbsthilfe. Zum einen sind in unserem Verband sehr viele Selbsthilfeprojekte Mitgliedsorganisationen, sowohl diejenigen, die ihre Aktivitäten hauptsächlich aus ehrenamtlichem Engagement und mit ganz wenigen Mitteln durchführen als auch solche, die inzwischen große und einflussreiche Träger von sozialen Einrichtungen geworden sind.

Zum anderen fördert der PARITÄTISCHE als Treuhänder der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales im Rahmen des 2. Folgevertrages Stadtteilzentren

die grundlegende Struktur für Selbsthilfe in Berlin: 12 Selbsthilfekontaktstellen, eine in jedem Bezirk, sowie das gesamtstädtische Selbsthilfeprojekt SEKIS. Die Einrichtungen bilden zusammen mit 25 Nachbarschaftshäusern eine sehr erfolgreiche Struktur zur Förderung des Bürgerschaftlichen Engagements in Berlin.

Selbsthilfe hat und bekommt eine immer größere Bedeutung für das soziale Leben in unserer Stadt und ist zugleich Ausdruck für den Wunsch der Bürgerinnen und Bürger, sich die Verantwortung nicht aus der Hand nehmen zu lassen, sondern selbstbestimmt mit Problemen und Schicksalsschlägen umzugehen und dabei auch solidarisch etwas für andere mit ähnlichen Problemen zu tun.

In Berlin gibt es derzeit etwa 1500 bis 2000 Selbsthilfegruppen. Daneben gibt es noch über zweihundert Selbsthilfeprojekte, die für Betroffene Beratungs- und Unterstützungsangebote bereit halten,

D. h., es engagieren sich schätzungsweise etwa 20.000 Berlinerinnen und Berliner im Rahmen der Selbsthilfe.

Und es werden immer mehr.

Selbsthilfe ist eine besondere Form des Bürgerschaftlichen Engagements. Selbsthilfe ist auch ein Zeichen

dafür, dass sich Engagement und Ehrenamtsformen in unserer Gesellschaft verändern.

Heute beweisen Sie, dass Engagement nicht nur bedeuten kann, selbstlos etwas für andere zu tun. Selbsthilfe rückt die Gleichzeitigkeit des Sich selbst- und anderen Gutun in den Mittelpunkt.

Getreu dem Motto „für mich – für Dich – für uns – für alle!“ funktioniert die Selbsthilfe als eine Verbindung von Eigeninteresse und gemeinsamen Interessen, von Sinnfindung, Selbstverwirklichung und gemeinsamer gesellschaftlicher Verantwortung.

Dies ist auch von großer Bedeutung für die demokratische Kultur einer Gesellschaft. Selbsthilfegruppen mischen sich als Vertretung Betroffener in politische Diskussionen ein, streiten um Rechte, Ressourcen und gesellschaftliche Anerkennung. Sie fordern Teilhabe und die direkte Einbeziehung der Bürger/innen und Bürger in Entscheidungsprozesse.

Auch in Bezug auf unsere Perspektive für eine solidarische Zivilgesellschaft gewinnt die Selbsthilfe an Bedeutung. Denn Zivilgesellschaft liegt jenseits der Strukturen von Staat und Markt.

Sie wird getragen von sozialen Netzwerken und bürgerschaftlichem Engagement. Hierbei geht es auch um eine sinnvolle Vernetzung von privaten und öffentlichen Ressourcen und Kompetenzen. Denn ohne Eigeninitiative und Mitwirkung von Betroffenen im Nahbereich sind Institutionen, Organisationen und Professionen allzu häufig wirkungslos.

Deshalb wollen wir, wie Sie das schon tun, die Verantwortung für unsere zukünftige Gesellschaft nicht alleine Staat und Politik überlassen. Im solidarischen Gemeinwesen gestalten Bürgerinnen und Bürger die sozialen Lebensbedingungen aktiv mit und bringen ihre Anliegen, ihre Ressourcen und Probleme sowie ihre eigene Sichtweise ein.

Die Aktivitäten von Bürgerinnen und Bürgern zu fördern ist eine Aufgabe, die beim PARITÄTISCHEN Landesverband Berlin ganz oben auf der Agenda steht und besonders unterstützt wird und noch mehr Unterstützung erhalten soll.

Ein gutes Beispiel für diese Entwicklung ist die Arbeit der Berliner Selbsthilfekontaktstellen.

Die Selbsthilfekontaktstellen haben es sich zur besonderen Aufgabe gemacht, Selbsthilfe allen Bürgerinnen

und Bürgern zugänglich zu machen, gleich welcher Bildung, sozialen Situation oder Herkunft. Sie suchen erfolgreich nach neuen Formen und Bedingungen für Selbsthilfeaktivitäten, um breitere Zielgruppen zu erreichen. Und das Potenzial gerade der zahlreich älter werdenden Bürgerinnen und Bürger wird im aktiven Tätigsein von vielen Menschen für Menschen wirksam.

Ein gutes Beispiel ist u. a. die mehrsprachige Öffentlichkeitsarbeit, die durch die Selbsthilfekontaktstellen mit großem Erfolg entwickelt wurde. Die berlinweite

Selbsthilfedatenbank ist, davon habe ich mich gerade überzeugen können, in insgesamt 6 verschiedenen Sprachen für die Berlinerinnen und Berliner zugänglich. Das heißt konkret, auch das Bild der vielen Migranten und Migrantinnen in Berlin wandelt sich. Sie werden immer mehr von „zu Betreuenden“ zu aktiven Mitstreiterinnen und Mitstreitern, die Hilfe zur Selbsthilfe in ihren Organisationen und Gruppen gestalten, oft gemeinsam mit Stadtteilzentren.

Von diesen vielfältigen Aktivitäten können Sie sich auf diesem Selbsthilfemarkt am besten selbst überzeugen, wir freuen uns über die gute Entwicklung.

Prof. Dr. Barbara John

Landesvorsitzende des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes Berlin,

Zur Kampagne „Die Würde des Menschen ist unantastbar“

Genau vor einem Jahr stellte unser Verband die Kampagne: „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ mit einer Pressekonferenz der Öffentlichkeit vor. Die 37 Berliner Stadtteilzentren und unser Verband stellten damit ein ganzes Aktionsjahr unter das Motto: „Wir sagen NEIN zu Rechtsextremismus, Rassismus und Antisemitismus“.



In diesem Aktionsjahr ist viel geschehen. Einen Eindruck davon vermittelt der gelungene Film „Jetzt erst recht!“, der am 21. November 2007 bei einer Veranstaltung im Abgeordnetenhaus vorgestellt worden ist. Ein Kamerateam hat ausgewählte Projekte aus fünf Stadtteilzentren über ein Jahr begleitet.

So berichtet zu Beginn des Films der Hausmeister des multikulturellen Begegnungszentrums von Babel e.V. in Marzahn-Hellersdorf, wie sie die Spuren des neonazistischen Brandanschlags auf ihr Zentrum beseitigt haben. Dieser Anschlag war der Auslöser der Kampagne, als Zeichen der Solidarität. „Jetzt erst recht“ - mit dieser Haltung führen die Haupt- und Ehrenamtlichen von Babel e.V. die Arbeit weiter: Selbstbewusst führt der ehrenamtliche Hausmeister – ein typischer Berliner mit Herz und Verstand – das Filmteam durchs Haus und stellt die vielen Angebote für Jugendliche und Erwachsene vor. Die Einstellung „Jetzt erst recht“ prägt das Engagement aller an der Kampagne Beteiligten, die wir im Film kennen lernen.

Ganz bewusst räumt der Film der Darstellung rechtsradikaler Aktivitäten minimalen Platz ein. Im Vordergrund stehen beispielhafte Projekte, die die Menschen nachhaltig stärken in ihrem Selbstvertrauen und die ihre Fähigkeit fördern, sich mit Vorurteilen

und Intoleranz kritisch auseinanderzusetzen und Vielfalt als einen entscheidenden Wert zu verstehen. Viele Stadtteilzentren haben hier mit kulturellen Mitteln hervorragende Arbeit geleistet.

Der Film begleitet zum Beispiel die Entwicklung einer jungen türkischen Frau, die sich aus einer Zwangshehe befreit und sich in einer Theatergruppe der Nachbarschaftsetage Fabrik Osloer Straße im Wedding mit dem Schicksal türkischer Frauen in Deutschland auseinandersetzt. Sie wird darüber zu einer selbstbewussten Frau, die auf sich selbst vertraut und optimistisch in die Zukunft blickt. Der Film kann nur einen Ausschnitt wiedergeben von den vielen Aktivitäten, mit denen die Stadtteilzentren und viele Vereine und Institutionen in den Kiezen die Kampagne mit Leben erfüllt haben. Sehr ausführlich wurde im Kampagnen-Newsletter über alles berichtet.

Ich möchte mich an dieser Stelle bei den vielen Menschen, die mit ihrem Engagement zum Gelingen der Kampagne beigetragen haben, sehr herzlich bedanken. Sie haben sich nicht hinter der bequemen Haltung versteckt, das muss der Staat richten.

Einige von ihnen habe ich gerade persönlich ein wenig näher kennen gelernt bei einer Studienreise nach New York, an der ich leider nur drei Tage teilnehmen konnte.

Als Dank und Anerkennung hat der Verband zehn haupt- und ehrenamtliche Aktive der Kampagne eingeladen zu einem einwöchigen Fachaustausch mit den Nachbarschaftszentren in New York. Insgesamt waren wir 32 Teilnehmer in der Reisegruppe, für die ein interessantes Besuchsprogramm vorbereitet worden war.

Ich selber konnte bei dem Besuch des Queens Community Center und des Goddard Riverside Community Centers in Manhattan dabei sein. Beide Zentren sind für einen riesigen Einzugsbereich verantwortlich und arbeiten mit Hunderten von Haupt- und Ehrenamtlichen. Die Zentren folgen wie auch die Berliner Nachbarschaftshäuser dem Grundsatz „Offen für alle“. Aber alles ist viel, viel größer dimensioniert und die Zusammenführung der einzelnen Bevölkerungsgruppen schien mir gut gelungen.

Ganz besonders beeindruckt hat mich eine Gruppe junger Frauen aus Lateinamerika und anderen Ländern, die mit Feuereifer Englisch lernten und einen unglaublichen Optimismus ausstrahlten. Sie lernten die Sprache ihres Einwanderungslandes, um einen besseren Job zu bekommen. Auf meine Frage, was ihnen am meisten an New York gefiel sagten sie unisono: „Die vielen verschiedenen Kulturen – hier fühlt man sich gleich zu Hause“... Davon sind wir in Berlin

noch meilenweit entfernt. Das Zusammenleben der Ethnien ist in New York offenkundig nicht so stark von Misstrauen geprägt wie bei uns.

Ein Höhepunkt dieser Reise war sicher die Teilnahme der Gruppe an einem Meeting der UNO zum 60. Jahrestag der Deklaration der Menschenrechte. Am Ende dieses Meetings erhielt der Vertreter des PARITÄTISCHEN und Initiator der Kampagne, Dr. Eberhardt Löhner, die Gelegenheit, der Vorsitzenden des NGO-Ausschusses für Menschenrechte die Filmdokumentation „Jetzt erst recht“ in einer englischsprachigen Version offiziell zu überreichen.

Verdienstvoller Weise hat der Verband für sozial-kulturelle Arbeit ein Reisetagebuch ins Internet gestellt, in dem über das Studienprogramm und die Eindrücke der Teilnehmer an jedem Tag berichtet wird unter <http://www.stadtteilzentren.de>. Ich empfehle Ihnen, dort mal hineinzuschauen und auch die interessanten Fotos anzusehen.



„Nachbarschaft, Stadtteilzentren, Schulen - von der Kooperation zur Integration. Wie kann eine bürgerfreundliche und vielfältige Bildungslandschaft gestaltet werden?“

*Abschlussrede auf der Jahrestagung
„Nicht für die Schule, sondern für das Leben ...“
(23./24. November 2007 in Potsdam)*

Drei große Erziehungsmächte

Wenn man es ganz einfach betrachtet, dann gibt es drei große Erziehungsmächte, die über das Leben junger Menschen weitgehend entscheiden, von denen es abhängt, ob junge Menschen ein gelingendes, ein erfolgreiches Leben vor sich haben.

Familie, Schule, Jugendhilfe

Das sind einmal Familien, das ist zum anderen Schule und das ist zum Dritten die Jugendhilfe. Und wenn man diese drei Erziehungsmächte betrachtet, so ist ganz eindeutig, dass sie konzeptionell, in der Vergangenheit, scharf gegeneinander abgeschottet waren. Die Familie hat sich um die Erziehung gekümmert, die Schule hat sich um die Bildung gekümmert und die Jugendhilfe ist in der Regel dann eingetreten, wenn in beiden Bereichen irgendetwas schief gelaufen ist, wenn in beiden Bereichen die Entwicklung von der Normalität abgewichen ist. Also haben wir Erziehungsmächte, jede mit ihrer eigenen Aufgabe, gegeneinander abgeschottet und auch intern mit einer gewissen Hierarchie versehen.

Hierarchie und Abgrenzung

Mit einer Hierarchie versehen dergestalt, dass die Familie das erste und das vornehmste und das wichtigste war, dann kam die Schule, auch herausgehoben durch staatliche Schulpflicht und dann kam die Jugendhilfe, von der man in der Vergangenheit, nicht zu Unrecht, eine gewisse Randständigkeit oder Marginalität festgestellt hat.

Trennung von Bildung und Sozialem

Und meine These ist nun, dass in Deutschland und nur in Deutschland in dieser Weise, das Soziale und die Bildung massiv voneinander abgegrenzt wurden. Der Bildungsstaat gehört in Deutschland seit Bismarck nicht zum Sozialstaat. Wir haben uns doch bei PISA außerordentlich schwer damit getan, eine einfache Erkenntnis von PISA öffentlich wirklich zu debattieren, nämlich die sozialen Voraussetzungen und die sozialen Folgen einer nicht gelingenden Bildungs- und Schulkarriere.

Paradigmenwechsel Kooperation

Der Paradigmenwechsel ist, dass wir eine Integration schaffen von Bildung und Sozialem, dass wir aufhören

mit dieser deutschen Trennung, dass Bildung höhere Bildung ist, herkommend vom deutschen Idealismus, und dass das Soziale irgendwo in den dunklen Ecken der Gesellschaft nistet, gewissermaßen etwas Unordentliches ist und die edle Bildung und Schule durch soziale Intervention nicht kontaminiert werden darf. Man kann es auch ganz konkret sagen - Sie kennen es, wenn Sie nicht nur in Baden Württemberg mit Schulleuten reden - dass die Schulsozialarbeit nicht ex post kommen muss, sondern ex ante, von Anfang an. Hier zieren sie sich auf eine merkwürdig irrationale Weise. Das hat mit dem Dualismus zwischen sozialem Denken und Bildungsdenken, zwischen Sozialstaat und Bildungsstaat zu tun. Der Paradigmenwechsel besteht, was die drei Erziehungsmächte angeht, darin, dass sie, jede für sich, nicht mehr die Voraussetzungen schaffen können, damit Menschen ein erfolgreiches Leben vor sich haben, sondern dass sie kooperieren müssen, und dass sie sich konzeptionell integrieren müssen, dass also in allen Teilbereichen etwas geschieht, was man Bildung, Erziehung, soziale Kompetenzen usw. nennen darf: von Anfang an, eine konzeptionelle Integration dieser drei Bereiche, die sich dann, aber auch erst dann auf Augenhöhe begegnen können. Also Paradigmenwechsel, keine Trennung von Bildung und Sozialem und zum anderen keine hierarchische Abstufung zwischen diesen drei Erziehungsmächten, die nur gemeinsam ein gelingendes Leben für junge Menschen schaffen können.

Das Gemeinsame zwischen Schule, Familie und Jugendhilfe

Wenn Sie nun fragen: „Was war den drei Erziehungsmächten gemeinsam Schule, Familie und Jugendhilfe?“ So sehr sie sich abgeschottet haben, so waren ihnen drei Dinge durchgängig gemeinsam, die in Zukunft so nicht mehr gehen werden.

Normalitätsannahme

Das eine ist die Normalitätsannahme, das ist die Annahme, dass das Leben der Menschen in normalen Bahnen verläuft, und wenn man davon abweicht, dann gibt es Sonderschulen, dann gibt es Fremdunterbringung von Familien, dann gibt es Jugendhilfe insgesamt. Also Normalitätsannahme, dass man trennen kann zwischen normalen und zwischen abweichenden Entwicklungen.

Trennung zwischen Institution und sozialer Umwelt

Das zweite ist die Trennung zwischen Institution und sozialer Umwelt, ein ganz entscheidender Gesichtspunkt. Also plakativ formuliert können Sie sagen, dass sowohl Familien wie Schulen wie Jugendhilfe Mauern um sich herum gebaut haben und nichts mit der sie umgebenden sozialen Umwelt zu tun haben wollen. Das können Sie bei der Familie ganz eindeutig sehen, worüber immer geredet wurde, Familie oder Staat, gewissermaßen Familie gegen Staat und die Erziehung in der Familie das vornehmste Recht. Also Mauern zwischen Institution und sozialer Umwelt.

Trennung zwischen Wissenden und Unwissenden

Das Dritte war, dass man in den Institutionen eine scharfe Trennung zwischen den Wissenden und den Unwissenden gemacht hat, zwischen den Experten und den Laien. Man hatte in der Bildung und auch in der Schule, diese Trichtermethode. Aufgabe der Schule ist es, in die jungen Menschen wie mit einem Trichter Wissen hinein zu geben. Es ist nicht die Annahme – und das ist der konzeptionell andere Ansatz –, dass Kinder, auch wenn sie klein sind, neugierig sind, Talente haben, sich entfalten wollen.

Die Alternative

Also die Alternative zu dieser Trichtermethode, die sorgfältig unterscheidet zwischen den Wissenden und Nichtwissenden, den Experten und den Laien, ist die Annahme der Entfaltung der Persönlichkeit, ist die sokratische Methodik, dass der ganze Sinn der Pädagogik, sei es in der Familie, sei es in der Schule, sei es in der Jugendhilfe, darin besteht, die Fähigkeiten die im Menschen da sind, zu ihrer Entfaltung zu bringen. Und das hat natürlich weit reichende Folgen für die Institutionen, wenn sie diese Trichtermethode haben mit der scharfen Unterscheidung, haben sie natürlich eine Angstschule, wo die Leute Angst haben, dass sie immer die richtigen Antworten geben. Dann haben sie eine Antwortschule, wo Wert darauf gelegt wird, dass die Kinder das nachbeten, was der Lehrer vorgebetet hat und so weiter und so fort.

Drei Dinge, die den Institutionen gemeinsam waren, überwinden.

Also das ist der entscheidende Punkt, dass man diese drei Dinge, die den Institutionen gemeinsam waren, überwindet. Integration bedeutet also nicht nur Kooperation zwischen den Institutionen, sondern dass man in den drei Bereichen ähnliche Konzepte, ähnliche Bildungsansätze hat, offen zur sozialen Umgebung, Respekt vor dem einzelnen Kompetenzansatz, von den Kompetenzen ausgeht und schließlich, dass man nicht mehr Normalitätsannahmen macht, die so nicht mehr zu halten sind. Es kommt also darauf an – und das ist das Neue und da haben die Nachbarschaftsheimen und viele andere, sehr früh Pionierarbeit geleistet –, dass man grundsätzlich und radikal fragt: „Welche soziale Umwelt brauchen Kinder und junge Menschen, um sich optimal entfalten zu können?“

Soziale Ökologie, Bildungs- und Sozillandschaften

Der Ansatz wird also gelegt auf eine soziale Ökologie, auf Bildungslandschaften, auf Sozillandschaften, die insgesamt dazu beitragen, dass Kinder und Jugendliche sich optimal entfalten und optimal ins Leben hineingehen können. Und wenn Sie nun fragen und das ist mein zweiter Punkt: „Warum funktioniert denn das eigentlich nicht mehr so, wie es bisher gegangen ist?“ Man kann ja sagen, dass es irgendwann in früheren Zeiten einmal leidlich gut gegangen ist, aber dass es jetzt nicht mehr funktioniert. Die Antwort ist, dass sich die Lebensverläufe der heutigen jungen Menschen massiv geändert haben und massiv von den Lebensverläufen meiner Generation unterscheiden.

Ansatz des Lebensverlaufes

Das ist der Ansatz des Lebensverlaufes, der in die Soziologie schon vor 10 Jahren von Bertram und anderen gebracht worden ist, und der Gedanke ist ganz einfach und ganz simpel. Der Gedanke ist der, dass früher, in meiner Generation, sich die Lebensverläufe, nach dem Modell der Lebenstreppe vollzogen haben: Kind, Jugend, Erwachsene, Alter. Und jede dieser Etappen war aufeinander aufgebaut. In der Jugend lernt man für das Leben und bereitet sich auf das Leben vor. Als Erwachsener ist man verheiratet und erwerbstätig oder nur erwerbstätig. Monogame Ehe, monogamer Beruf, wie das der Soziologe Peter Gross von St. Gallen mal genannt hat. Normalitätsbiographien und im Alter ruht man sich von den Mühen des Lebens aus. Ich kann es jetzt nicht im Einzelnen darlegen. Nur ist eines ganz klar: Wer nur in der Jugend lernt für sein Leben und später nicht mehr, wird es schwer haben im Leben. D.h. man muss in der Jugend gleichzeitig weniger und mehr lernen im umfassenden Sinne, um ein erfolgreiches Leben zu haben.

Riskantes Leben, Riskante Freiheiten

Jugendliche gehen hinein in ein riskantes Leben mit riskanten Freiheiten und normalen Risiken, d.h. sie werden im Leben möglicherweise davor stehen, dass ihre Partnerschaft gescheitert ist, sie werden davor stehen, dass sie im Beruf umsteigen müssen. Sie haben ein unsicheres, riskantes, offenes Leben vor sich und brauchen ganz andere Strategien, um ihr Leben erfolgreich zu bewältigen. Diese Umstiege können zu Abstürzen führen und es kommt darauf an, dass man in diesen Situationen ihnen dann immer wieder hilft.

Das Alter

Das Alter, das liegt klar auf der Hand, wenn, das ist die Daumenregel, ein Drittel der Gesellschaft, ein Drittel des individuellen Lebens, jenseits der Erwerbsarbeit, leben, dann kann man nicht mehr davon reden, dass das Alter eine Phase ist, wo man sich ausruht, Das Alter gewinnt einen positiven sozialen Status. Das ist der entscheidende Punkt. So wie die Jugendforschung einmal erkannt hat, dass die Jugend nicht nur ein Transitorium ist sondern ein eigenständiges Sta-

dium, so ist es jetzt mit dem Altern: das Alter als eine soziale Ressource für die Gesellschaft erkennen. Noch nie zuvor hat es so viele Alte mit so vielen Ressourcen gegeben, was Bildung angeht, was Gesundheit angeht, was materielle Ressourcen angeht. Wir werden alle immer älter und wir werden gleichzeitig immer jünger, was Sie sehr leicht erkennen können, wenn Sie 70jährige heute, 50jährige heute und 50jährige vor 50 Jahren usw. hier als Galerie an die Wand malen. Also das ist ein ganz entscheidender Punkt.

Normale Risiken

Und diese veränderten Lebensläufe führen dazu, dass bestimmte Risiken normaler werden und nicht mehr als Anormalität gewissermaßen in Sondereinrichtungen abgeschoben werden können. Oder anders herum formuliert: die Veränderungen in der Arbeitswelt und in der Familienwelt, Armut, Arbeitslosigkeit, allein erziehend und viele anderen Dinge, belasten Schulen und Familien mit Aufgaben, die sie aus eigener Kraft so nicht mehr wie früher erfüllen können. Das ist ein ganz wichtiger Punkt, dass die veränderten Lebensläufe veränderte Risiken mit sich bringen, und dass es gesellschaftlich verursachte Problemlagen gibt, die auf die Familien, auf die Schulen gewissermaßen einströmen, die diese nicht mehr aus eigener Kraft erfüllen können.

Reagieren auf veränderte Lebensläufe

D.h. die Institutionen, die früher getrennt waren, brauchen einander, sie müssen einander unterstützen und gemeinsam überlegen, wie man für diese veränderten Lebensverläufe dann die optimalen Voraussetzungen für Kinder und Jugendliche schafft. Und wenn Sie nun konkreter fragen: „was brauchen eigentlich junge Menschen, um in ein gelingendes Leben hineinzugehen?“ „Welche Kompetenzen müssen sie haben?“ Dann kommen Sie sehr schnell zu einem bunten Strauß von Kompetenzen, der es völlig offensichtlich macht, dass diese Kompetenzen, die für ein erfolgreiches Leben notwendig sind, nicht mehr in der Familie allein und nicht mehr in der Schule allein gelernt werden können. Ich will das ganz einfach mal auseinanderlegen, was ich damit meine: Was brauchen Kinder und Jugendliche, welche Kompetenzen. Sie merken, ich geh von dem Kompetenzbegriff aus, weil der Kompetenzbegriff mir sehr viel tauglicher erscheint als der allgemeine Bildungsbegriff. Das ist in Deutschland eine große ideologische Debatte. Wenn ich durchs Land fahre, da wird mir immer vorgeworfen, Sie geben die Bildung auf und sie reden nicht mehr von Bildung und Sie reden schon gar nicht mehr von Erziehung usw. Mein Punkt ist der: Wie, was muss geschehen, damit Jugendliche Kompetenzen erwerben, die sie als Persönlichkeiten stark und in ihrem Leben erfolgreich machen? Da sind ganz einfach zuerst einmal die Grundelemente, also Lesen, Rechnen, Schreiben usw. Jugendliche brauchen natürlich kognitive Fähigkeiten. Das ist selbstverständlich. Das ist quasi abgehakt.

Lernen lernen

Der zweite Punkt ist aber schon sehr viel schwieriger. Jugendliche müssen nicht nur dieses und jenes lernen, sondern Jugendliche müssen das Lernen lernen. Sie müssen lernen, dass sie gewissermaßen immer wieder neue Fähigkeiten, neue Kenntnisse in sich aufnehmen. Das ist nun gar nicht selbstverständlich. Es gibt den Begriff des lebenslangen Lernens, das ist Weiterbildung. Lebenslanges Lernen ist ein schrecklicher Begriff. Das erinnert die Leute regelmäßig irgendwie an lebenslänglich. Sie erinnern sich noch an die letzte Schule, an die Prüfungen, die sie gemacht haben. Also es käme darauf an, dass man einen positiv besetzten Begriff für das bringt, was gemeint ist. Dass man immer wieder neue Fähigkeiten und neues Wissen erwerben muss.

Soziale Kompetenzen

Dann der nächste Punkt, was in der Vergangenheit so nicht sichtbar war: Jugendliche müssen in ihrer Jugend soziale Kompetenzen erwerben, die sie brauchen, um erfolgreich im Leben zu sein. Soziale Kompetenzen wurden früher auf eine quasi natürliche Weise in der Mehrkinderfamilie, aber auch außerhalb der Familie, auf Bolzplätzen, im Fußballverein usw. erworben.

Soziale Kompetenzen heißt: die Fähigkeit, mit anderen zusammen zu arbeiten und trotzdem individuelle Leistungen bringen zu wollen. Soziale Kompetenzen heißt verlieren zu können, aber auch siegen zu wollen. Soziale Kompetenzen heißt nach Niederlagen immer wieder aufzustehen ... immer wieder durchzuhalten.

Selbstwirksamkeit

Soziale Kompetenzen heißt, zu erfahren, dass man etwas bewirken kann, wenn man sich anstrengt, also Selbstwirksamkeit. Eine ganz wichtige Sache. Und die Frage ist einfach die, und das kann jeder für sich ausmachen: Wo lernt man eigentlich in unserer Gesellschaft heute solche Kompetenzen? Wo sind die sozialen Orte, wo Menschen einigermaßen systematisch und einigermaßen verlässlich soziale Kompetenzen erwerben?

Daseinskompetenzen, Management des eigenen Lebens

Dann der nächste Punkt: Daseinskompetenzen. Das ist ein Begriff des Soziologen Franz Xaver Kaufmann. Und mit Daseinskompetenzen meint er z.B. ganz einfache Dinge, z.B. Lernen, dass ein Monat 30 Tage hat oder 31 oder 28. Das ist ganz wichtig für Schuldnerberatung und, und, und. Daseinskompetenzen heißt, dass man Bedürfnisse aufschieben muss, um dann andere zu erreichen und so weiter und so fort. Der Unterschied zu früher ist einfach der, dass junge Leute heute nicht mehr in fertige Bahnen eintreten können, sondern ihr Leben selber organisieren, managen müssen und das ist viel voraussetzungsreicher, als das in meiner Ju-

gend der Fall war, wo klar war, was man wird, was der Vater war und wenn man studiert hat, wo man dann hin geht.

Sozial-kreativ neue Orte schaffen

Was man für ein erfolgreiches Leben braucht, kann man heute nicht mehr alleine in der Schule lernen, schon gar nicht in den Schulen, so wie sie sind, und auch nicht mehr alleine in den Familien lernen. Die quasi natürlichen Orte, wo soziale Kompetenzen erworben worden sind, sind durch die Modernisierung und durch die Lebensumstände, Auto, Städteplanung usw. sehr in Mitleidenschaft gezogen worden, so dass es darauf ankommt, gewissermaßen sozial kreativ neue Orte zu schaffen, wo Menschen diese Erfahrungen machen können.

Beispiele

Ich möchte Ihnen jetzt zum dritten Punkt, und dann bin ich auch schon am Ende, einfach einige Beispiele nennen, wie eine solche neue Konzeption in die Tat umgesetzt werden kann, wie man Landschaften schaffen kann und wie man Mauern einreißen kann.

Defizitäre Familien

Nehmen Sie das Problem der defizitären Familien. Ich rede nie von verwaarlosten Familien, einfach deshalb, weil verwaorlost immer auch eine moralische Schuld beinhaltet, ein moralisches Versagen, was die Sache nicht weiter bringt. Defizitäre Familien sind einfach Familien, die ihre Leistungen nicht erbringen so wie es Staaten gibt, die defizitär sind, weil sie ihre Leistungen nicht erbringen. Was kann man bei defizitären Familien machen? Man kann natürlich überlegen, wie kommt man ran, an die Mütter, an die Eltern in solchen defizitären Familien? Und da kann man Überlegungen anstellen, wie Herr Menninger und Herr Zinner es getan haben, in einem Artikel der Zeitschrift „Blätter der Wohlfahrtspflege“, dass man sagt, man kann sich überlegen, ob man einen Teil der Familientransfers, Kinderzuschläge, nicht als Sachleistungen ausbezahlt, sondern nur ausbezahlt, wenn bestimmte Hilfen in Anspruch genommen werden. Man kann überlegen, wie man an defizitäre Familien gleich bei der Geburt eines Kindes heran kommt. Es gibt in Hamburg diese Initiative, die aus Amerika kommt: Wellcome“, wo einfach ein freiwilliges Netz von Ehrenamtlichen, mit einem Professionellen natürlich dazwischen, Familien, die Kinder bekommen, besucht, von denen man weiß, dass es Schwierigkeiten geben könnte, um niedrigschwellig Hilfe anzubieten.

Freiwillige (soziale) Feuerwehr

Wir haben in Deutschland, das ist eine große Leistung, die nehmen wir immer so selbstverständlich hin, die freiwillige Feuerwehr. Die freiwillige Feuerwehr rückt aus, wenn es brennt. Aber die Leistung der freiwilligen Feuerwehren besteht natürlich nicht nur darin, dass sie ausrücken, wenn es brennt, sondern, dass sie auch

Orte für soziales Leben in den Dörfern darstellen. Und meine Frage ist nun, ob wir nicht so etwas wie eine freiwillige soziale Feuerwehr in den Städten und Gemeinden ins Leben rufen könnten, eine freiwillige soziale Feuerwehr, die dann dort hin geht, wo es voraussichtlich Schwierigkeiten geben wird, wo junge Eltern nicht alleine klar kommen.

Kindertagesbetreuung (auch) für Kinder von Arbeitslosen

Nehmen Sie das Beispiel, dass sie langzeitarbeitslose Mütter haben, die zu Hause sitzen: Couch-Potatoes, Fernsehen, Bier usw. Und wo manche Jugendämter sagen, na ja, langzeitarbeitslose Mütter sind ja zu Hause, die können auf ihre Kinder aufpassen, die brauchen nicht unbedingt Betreuungsplätze. Da ist einmal die konzeptionelle Antwort natürlich die, dass man sagen muss, was das wichtigste für Kinder aus defizitären Familien ist, nämlich, dass sie raus kommen aus diesen defizitären Familien, nicht im Sinne von Fremdunterbringung, sondern im Sinne von Hineinfinden in anregenden Milieus. Das ist der entscheidende Punkt. Kinder werden fertig mit einer Phase defizitärer Umgebungen, aber sie werden nicht damit fertig, wenn sie nie etwas andere erleben. Also hinein in Kindertagesstätten, wo sie anderes erleben. Und nun kann man sagen: „Was hilft das, wenn ich die Kinder ein paar Stunden in den Kindertagesstätten habe, wunderbare Umgebung, die ganze Armada der Sozialpädagogik, und die Eltern ändern sich nicht. Also kann man überlegen und, soweit ich gehört habe, sind in Potsdam Versuche im Gange, dass man überlegt, ob man die Kinder nicht in Kindertagesstätten tut, ihnen dort auch Mittagessen gibt, kostenlos, keine Gebühren und dann aber sagt, dass die Mütter, das was sie können, einbringen müssen in das Leben von Kindertagesstätten.

Mütter einbeziehen

Also, dass man versucht, die Mütter einzubeziehen in die Arbeit und die Tätigkeit von Kindertagesstätten. Da wird man sagen: „Es geht nicht“. Es gibt Beispiele, wo es versucht worden ist und wo da ganz interessante Sachen passieren, weil nämlich die Kinder zum ersten Mal ihre Mutter erleben in einer sozialen Umgebung, wo sie anerkannt wird, den Tisch deckt usw. Es ändern sich also die Beziehungen möglicherweise zwischen Kindern und ihren Eltern. Es kommen soziale Prozesse in Gang. Mauern werden eingerissen zwischen Familien und Kindertagesstätten, auch dort, wo es scheinbar nicht funktioniert.

Schule (von staatlichen Anstalten zur Institutionen der Nachbarschaft)

Und dann natürlich das große Thema, das Herr Zinner angesprochen hat, Schule. Wir haben Schule bei uns in Deutschland organisiert als staatliche Anstalt. In der Folge haben wir Schulen, in die niemand gerne hineingeht. Die Lehrer beklagen sich und schimpfen,

die Eltern beklagen sich und schimpfen. Von den Schülern wissen wir, dass es die einzigen sind, die ab und zu gerne hingehen, aber nicht weil es die Schule ist, sondern weil sie Gleichaltrige treffen. Die Frage ist: „Wie kommt es dazu und was kann man tun, damit Schule von staatlichen Anstalten zu Institutionen der Nachbarschaft, der Gesellschaft werden?“ Das ist der ganz entscheidende Punkt dabei. Es geht nicht darum, dass man die öffentliche Verantwortung des Staates preisgibt. Der Staat behält seine öffentliche Verantwortung, in dem er Rahmenbedingungen setzt. Der Staat behält seine öffentliche Verantwortung, dass niemand aus sozialen Gründen vom Bildungsaufstieg ausgeschlossen werden kann. Aber es geht darum, dass man Schulen dezentralisiert, dass man autonome Schulen schafft, die Orte der Gesellschaft, ein gemeinsames Werk von Lehrern, von Eltern, der Nachbarschaft und der lokalen Verantwortlichen werden, dezentrale und autonome Schulen.

Gutachten

Dazu haben wir ein Gutachten für den Paritätischen Wohlfahrtsverband Berlin gemacht. Das will ich hier nicht im Einzelnen wiederholen. Der Grundgedanke ist der, dass die Schulen selbstständig bestimmen können über ihr Personal und über ihre Inhalte, und dass die Aufgabe des Staates, neben der Finanzierung, sich auf zwei Dinge konzentriert: einmal auf die Vorgabe der Bildungsstandards, zentraler Bildungsstandards, und dann auf die öffentliche Evaluierung, ob eine Schule die Ziele erreicht hat oder nicht, so dass sie dann auch Rechenschaft abgeben muss, wenn sie versagt hat. Bei dieser Veränderung der Schulen geht es nicht vorrangig um die Frage „staatlich“ oder „privat“. Es können sich auch staatliche Schulen zur Nachbarschaft öffnen und in den Wettbewerb eintreten.

Schule öffnen

Es geht darum, dass die Schule in die Nachbarschaft hinein geöffnet wird und dass da Leute kommen von den Vereinen, Handwerker, die sich die Schule zu ihrem Anliegen machen usw. usf. Also das ist der entscheidende Punkt. Bildungslandschaften zu organisieren, von der Kindertagesstätte bis hin zu Schulen und später möglicherweise auch zu weiterbildenden Veranstaltungen. Das Stichwort ist: Schule als Teil von Bildungslandschaften, so wie man soziale Institutionen als Teil von Lebensräumen konzipieren kann.

Stiftung Liebenau am Bodensee

Ich habe einmal ein schönes Beispiel für solche sozialen Lebensräume erlebt, in der Stiftung Liebenau am Bodensee, wo von der Behindertentagesstätte bis zu Altenpflegeeinrichtungen alles auf einem Gelände war, wo es zur Nachbarschaft hin offen war, wo den Pflegebedürftigen, die kamen, gesagt wurde, wenn ihr hier her kommt, müsst ihr für euch selber sorgen, so viel ihr es könnt (Selbstwirksamkeit) und ihr müsst

den anderen helfen, wenn ihr es könnt. Darum herum haben die Bürgermeister Ehrenamt organisiert in den Gemeinden, Soziallandschaften und hier Bildungslandschaften. Der Weg geht auf jeden Fall in diese Richtung, der Paritätische Berlin ist hier ein Vorreiter, ich denke aber, dass auch alle anderen sozial aktiven Sozialarbeiter und Sozialverbände sich auf diese Entwicklung einstellen müssen, weil das die Voraussetzung ist, dass dieses Bouquet an Fähigkeiten und Kompetenzen auch wirklich vermittelt werden kann.

Mehrgenerationenhäuser

Dann schließlich der letzte Punkt, den ich noch erwähnen will, das sind die Mehrgenerationenhäuser, das ist im Grunde die Verallgemeinerung der Idee der Nachbarschaftsheimen. Die Idee ist, soziale Orte zu schaffen, wo Menschen zusammen kommen, die sonst nicht so ohne weiteres zusammen kommen: Generationen, unterschiedliche soziale Schichten. Es wird immer wichtiger in unserer Gesellschaft, dass man auch Orte hat, wo Leute zusammen kommen, die nicht etwas gemeinsam haben, also erwerbstätige Mütter und nicht erwerbstätige Väter möglicherweise, wo niedrigschwellige Angebote gemacht werden, offener Mittagstisch usw. also das sind ganz entscheidende, ganz wichtige Dinge und ich denke, dass Sie mit den Nachbarschaftshäusern diese Entwicklung aufnehmen.

Haupt- und Ehrenamt

Und wenn man noch eine Querschnittsbemerkung am Schluss machen will, dann ist es die: Die sechziger und siebziger Jahre haben sich ausgezeichnet in der sozialen und Bildungslandschaft durch eine hohe Professionalisierung und Spezialisierung und Verrechtlichung. Und das war alles irgendwie notwendig. Ich glaube aber, dass jetzt eine Phase gekommen ist, wo zusätzlich zur Professionalisierung, völlig neu die Aufgabe und die Chance angegangen werden muss, ehrenamtliches Potential, soziale Ressourcen in der Gesellschaft zu mobilisieren für soziale Aufgaben. Man kann geradezu sagen, dass all die großen Probleme, unter denen wir leiden und um deren Bearbeitung sich die Politiker abmühen, nicht ohne Mobilisierung von bürgerschaftlichem und sozialem freiwilligen Engagement, bewältigt werden können. Und damit kommt auf die professionellen Sozialarbeiter natürlich eine doppelte Aufgabe zu: Sie müssen einmal wie bisher in der Einzelfallbearbeitung Profi sein und sie müssen zum anderen so etwas werden wie soziale Hebammen, soziale Manager, die die Ressourcen in der Gesellschaft mobilisieren. Und dafür ist es ganz notwendig, dass man neue Wege in der Kooperation zwischen Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen beschreitet. Die Kooperation zwischen Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen ist selber wieder eine professionelle Aufgabe. Man denkt immer, es ist alles so einfach. In Wirklichkeit haben die Hauptamtlichen Sorge damit, dass da nicht ausgebildete Leute plötz-

lich herum rennen oder sie haben Angst um ihre Arbeitsplätze und die Ehrenamtlichen und Freiwilligen fühlen zusätzlich als Lückenbüßer oder sie fühlen sich überfordert. D.h. ich plädiere dafür, dass man systematisch durch Mediation und Moderation den Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen den wechselseitigen Perspektivenwechsel ermöglicht, dass man Hauptamtlichen die Perspektive von Ehrenamtlichen und Ehrenamtlichen die Perspektive von Hauptamtlichen nahe bringt, damit die Kooperation besser gelingen kann.

Kein Abschied von Professionalität

Es ist nicht ein Abschied von der Professionalität. Es ist eine Ausweitung des Konzeptes der Professionalität, dass man gewissermaßen sagt: „Ihr als Hauptamtliche habt unterschiedliche Aufgaben und unsere Arbeit wird nicht nur billiger, das ist nicht das zentrale Moment, sondern sie wird vor allem besser.“ Ob es um die Verwahrlosung von Stadtvierteln geht oder die Verlebendigung von Schulen oder um eine menschliche Pflege, überall braucht man hier den Dreiklang von Professionellen, Institutionen und freiwilligem Engagement, wenn es wirklich gelingen soll.

Mein Plädoyer

Mein Plädoyer ist, wahrscheinlich trage ich hier Eulen nach Athen, dass Sie als Professionelle gewissermaßen diesen Perspektivenwechsel durchdenken und in die Gesellschaft hinein tragen. Ehrenamt und Freiwilligenengagement ist kein Ornament in den Rissen unseres betonierten Sozialsystems, sondern ein Lebenselixier für unser Gemeinwesen. Eine gelingende Kooperation aller Beteiligten bringt soziale Qualität in die Lebensbedingungen der Menschen.

Dieser Beitrag ist ein Vorabdruck aus der ausführlichen Dokumentation der Tagung „Nicht für die Schule, sondern für das Leben... - Bildung im Stadtteil“, die zur Zeit in Arbeit ist und in Kürze erscheinen wird.

In Kürze erscheint:

Zeitreise – Blick zurück nach vorne 60 Jahre jung - zur Geschichte des Mittelhof

mit Grußworten von Norbert Kopp, Anke Otto, Herbert Scherer, Barbara John, Heidi Knake-Werner und folgenden (in diesem Rundbrief nicht enthaltenen) weiteren Beiträgen

- Prof. Dr. C. Wolfgang Müller und Dr. Horn-Wagner
„Damals und heute....
Einige Erinnerungen an Prinzipien von Gemeinwesenarbeit in Nachbarschaft und Stadtteil
- Dr. Eberhard Löhnert
Das Nachbarschaftsheim Mittelhof –
seit 1951 aktives Mitglied im PAITÄTISCHEN Berlin
- Dr. Herbert Scherer
Das Nachbarschaftsheim Mittelhof und die Kinderladenbewegung
- Barbara Tennstedt
Erziehung in beiden Berlins – eine pädagogische Begegnung im Januar 1990
- Karin Stötzner
Im Zentrum des Intimen – Selbsthilfe und Selbsthilfekontaktstelle im Nachbarschaftsheim Mittelhof
- Dr. Stefan Wagner
Mittelhof – Brücke zur neuen Welt

Bestellungen möglich beim Nachbarschaftsheim Mittelhof, Königstr. 42/43, 14163 Berlin – Tel. 030 801 975 –0,
Fax 030 – 801 975 59, email mittelhof@snafu.de



Glücksspirale

Der Rundbrief erscheint mit
finanzieller Unterstützung
der Glücksspirale

